24. HEFT. 10. JUNI. 1909.

Die Masse und der Einzelne.

Von

Andrew Carnegie.

Zuvor müßte die Sozialdemokratie die menschliche Natur umkehren, ehe sie ihre Theorien verwirklichen könnte, denn die Natur läßt Gleichheit ebensowenig zu wie einen luftleeren Raum. Nicht zwei Grashalme gleichen einander, und je höher die Lebensformen der Schöpfung, desto größer die Unterschiede. Ein Ameisenforscher versicherte, er sei imstande, die einzelnen Ameisen voneinander zu unterscheiden, so verschieden sei die eine von der anderen. Wie wenig gleicht ein Kind dem anderen; je intelligenter, desto ausgesprochener sind die Verschiedenheiten. Versetzte man zwei Familien in die gleichen Lebensbedingungen, in gleiche Häuser, auf gleichen Grund und Boden und gäbe ihnen das gleiche Einkommen: die Verschiedenartigkeit der beiden Familien würde nicht schwinden, sondern Tag für Tag nur größer werden, und die ihrer Kinder noch mehr. Kein Staatsgesetz ist imstande dies zu verhindern. Aus der Gleichförmigkeit von heute würden ganz unvermeidlich morgen schon Abweichungen entstehen. Bereits bei der Geburt müßte ein Mensch das Duplikat des anderen sein, wenn der Sozialismus daran denken wollte, Gleichförmigkeit der Lebenshaltung einzuführen. In keinem Reiche der Natur sind die Verschiedenheiten so groß wie beim Menschen, der das höchste und komplizierteste Entwicklungsstadium darstellt. Wir können das Nationalvermögen unter die Gesamtheit zu gleichen Teilen verteilen, aber wir können nicht den einzelnen gleiche Einkommen garantieren und sie zu gleicher Lebenshaltung zwingen. Eine Woche nach der allgemeinen Verteilung würde es tausende von Mittellosen geben, die um ein Stückchen Brot betteln würden, und die letzten Dinge würden ärger sein als die ersten.

Weil der revolutionäre Sozialismus eine ganz andere menschliche Natur zur Voraussetzung hat als die vorhandene, so lohnt es kaum, sich mit ihm überhaupt zu befassen. Die Einführung der sozialistischen Staatsform ist ebensowenig möglich wie deren Aufrechterhaltung, solange nicht völlig neue Menschen aus der Erde wachsen. Erst wenn der Sozialismus das fertig gebracht haben wird, dann, nicht eher, müßten wir etwas näher zusehen. Noch aber leben alle Menschen ihr eigenes Leben, und so ist die heutige Ordnung der Natur im Pflanzen-, wie im Tierreiche. Nur durch Auswahl und Züchtung einer Besonderheit, einer größtmöglichen Abweichung vom gewöhnlichen Typ werden höhere Arten gebildet. Im Zustande der Barbaren war der Stärkere der erste, später im Zustande der Zivilisation wurden die Geistesriesen die Führer, von denen wieder nur einige wenige Marksteine in der Menschheitsgeschichte geworden sind, deren Arbeit und Beispiel die Menschheit auf die jetzige Höhe emporgehoben hat. Nicht Gleichheit, sondern mannigfaltigste Verschiedenheit hat diesen Fortschritt hervorgebracht und nur auf dem Wege der Unterschiede kann die Menschheit ihren Marsch nach aufwärts fortsetzen. Eine Ausnahmenatur muß Bewegungsfreiheit nach allen Richtungen hin haben, muß Gelegenheit finden, seine außergewöhnlichen Fähigkeiten betätigen zu können, um die Ziele zu erreichen, die allem vorgesteckt sind, was da lebt und webt. Das „Uebrigbleiben des Passendsten" bedeutet nichts anderes, als daß besondere Pflanzen, Tiere oder Menschen, die über das Gewöhnliche hinausragen, die treibenden Kräfte werden, die alles befruchten. Die großen Lehrer und Gesetzgeber, Dichter und Staatsmänner, Erfinder und Entdecker, sie sind es, die die große gleichgeformte Masse vorwärts und aufwärts führen. Zwischen Shakespeare und dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen klafft ein ebenso großer Abgrund als zwischen dem Kulturmenschen und dem Barbaren.

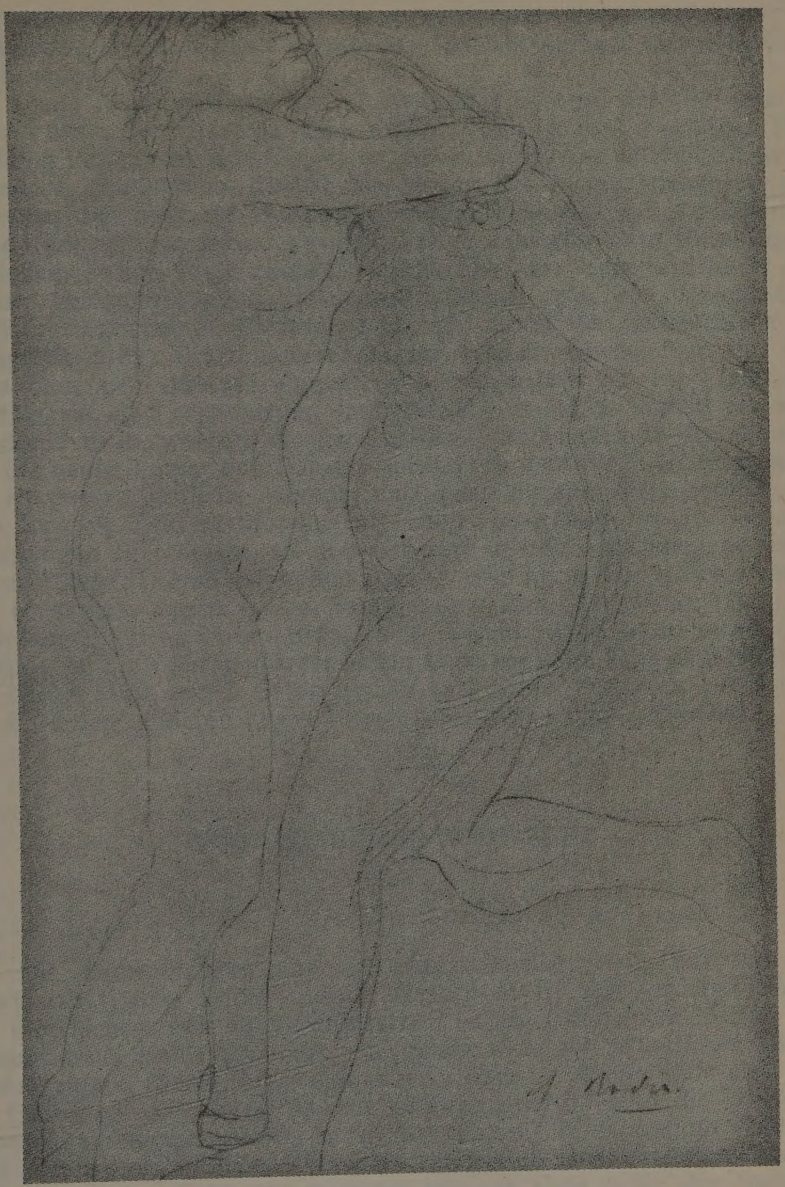
Die Zahl der wirklich hervorragenden Genies, die, seit es eine Geschichte gibt, auf die Menschheit von bestimmendem Einfluß gewesen sind, ist nicht groß: auf wenigen Seiten eines Buches wären sie aufgezählt! Einen Baustein zu dem großen Kulturbau haben zwar viele geliefert, denn streng genommen trägt jeder, der seinen Platz im Leben nützlich und ordentlich ausfüllt, sein Scherflein zum allgemeinen Wohle bei. Die einzige Vorbedingung zur Entwicklung von Ausnahmenaturen nur ist Freiheit, die vollkommene Freiheit, seinen Beruf selbst zu wählen und sein Leben auf seine Weise zu leben. Beschränkung der Freiheit wäre nur am Platze, wenn schrankenlose Freiheit eines einzelnen die Freiheit der anderen gefährdete, oder um größeres Unheil zu verhüten. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber, die allen die Möglichkeit geben, sich den eigenen Lebensweg zu wählen, darf jeder dem Rufe seines Herzens folgen. Ein armer Wollspinner vernimmt eine höhere Stimme in seinem Innern und wird zum Gesandten der großen Dichter, indem er der großen Masse die Meisterwerke der Literatur zugänglich macht. Ein Pächter schaut hinter dem Pfluge den Dichtergenius, und auf sein Geheiß verkündet

er das Königtum des Menschen, besingt die ehrliche Armut, schmettert die verlogene Frömmelei zu Boden und begrüßt, am Busen der Natur ruhend, die ganze Schöpfung als seine Schwester, alles Lebendige als seine lieben Gefährten. Ein junger Mann folgt, statt eine Farm zu bewirtschaften, seinem Stern und zeigt der Welt das Gesetz der Schwerkraft, das das ganze Universum durchdringt. Zwei englische Jünglinge fanden nach jahrelanger Arbeit das Wort, das Ordnung in das Chaos brachte, das Wort „Entwicklung", daß der Mensch nicht — wie bisher geglaubt wurde — ein von einer Höhe herabgesunkenes Geschöpf ist, sondern daß er zu seiner heutigen vollen Majestät geworden ist, zum Herrscher der ganzen Schöpfung, der nur immer höher strebt, und daß keine Schranke ihn hindert, den Zustand der Vollkommenheit zu erreichen. Vor vierhundert Jahren fühlte ein junger Schotte den Ruf in sich, das erste Samenkorn der Demokratie in England zu legen und den Grundsatz auszusprechen, daß alle Gewalt vom Volke herkomme und daß die Könige nur solange das Volk hinter sich hätten, solange sie am Wohle des Volkes arbeiteten. Vierzig Jahre später hörte einer seiner Jünger, eine Waise wie jener, die höhere Stimme, das angefangene Werk fortzusetzen, und als er vom König Jakob befragt wurde, ob er es nicht für Sünde hielte, sich gegen den Gesalbten des Herrn aufzulehnen, antwortete er dem König: „Mensch, du bist auch nur ein winziges Werkzeug Gottes!" Und wieder siebzehn Jahre später erstand in einem armen Schreiber der, dem England seine Regierungsform verdankt. Der Sohn eines französischen Lohgerbers erkennt seine Bestimmung, der er sein ganzes Leben widmet: die furchtbarste aller Krankheiten zu besiegen und die Sterblichkeitsziffer zu verringern. Ein genuesischer Werftarbeiter, erglüht von dem Götterfeuer in seinem Innern, sieht neue Welten hinter den Meeren und entdeckt sie. Ein armer Student bekommt Zutritt zu einem Fernrohr und kehrt alle menschliche Anschauung über unser Planetensystem um. Ein deutscher Naturforscher, der sein Leben dem Dienste der Armen geweiht hat, durchbricht die Schranke menschlichen Erkennens, beobachtet die Himmelskörper auf ihrer Bahn und enthüllt der Welt nach Jahren auferzwungenen Schweigens das kopernikanische Weltensystem. Ein deutscher Buchdruckerlehrling erfindet, bei seinem Streben seine Kunst zu heben, die beweglichen Lettern und macht dadurch die Bildung zum Allgemeingut. Ein schottischer Mechaniker, der alle möglichen Kleinigkeiten für den täglichen Gebrauch verfertigte, weiht sein Leben dem Problem der latenten Hitze im Dampf und erfindet die Dampfmaschine. Ein Ingenieur dehnt die Erfindung auf das Meer aus und schafft das Dampfschiff. Ein anderer rückt durch die Erfindung der Lokomotive die Länder näher aneinander. Ein Buchdruckerlehrling in Philadelphia erhält den Besuch des Genius und entreißt dem Himmel den Blitz. Ein junger Mann folgt einem geheimnisvollen Rufe und schaffte eine drahtlose Verbindung zwischen den Weltteilen. Ein amerikanischer Telegraphenbote erfindet die Doppelleitung, brauchbares elektrisches Licht, den Phonograph und noch viele andere Wunder. Ein schottischer Mechaniker entdeckt das

Steinkohlengas und erleuchtet die Wohnungen der Menschen. Ein englischer Eisenfabrikant lehrt Steinkohle statt Holzkohle zur Eisenfabrikation zu verwenden. Ein Deutscher entdeckt nach jahrelangen Mühen einen neuen Stahlfabrikationsprozeß und macht diesen unentbehrlichen Artikel ganz billig. Ein anderer Deutscher macht durch die Entdeckung eines neuen Herstellungsprozesses den Stahl zum unentbehrlichen Sklaven des Fortschritts. Ein Handweber erfindet das Webschiffchen, ein Drechsler die Spinnmaschine, ein Lehrjunge den Spinnrahmen und lehren so der Welt eine neue Webkunst, die die meisten Menschen von allen Industrien beschäftigt. Ein junger Amerikaner, der auf einem Mississippidampfer arbeitet, sieht, daß auf einem Sklavenmarkt Menschen verkauft werden, und schwört, daß er diesem Treiben ein Ende machen werde. Er widmet sich ganz seiner Mission und verbannt die Sklaverei aus dem Bereiche der zivilisierten Welt.

Und so könnte ich noch lange fortfahren, Beispiele anzuführen dafür, daß kaum oder selten der Götterbote in den Palast des Reichen oder in das Haus des behäbigen Bürgers kommt, um sie zu der Ehre zu berufen, der Menschheit einen bedeutenden Dienst zu leisten. Reichtum raubt dem Leben das heroische Element der äußersten Hingabe: auf ein bequemes Leben zu verzichten, wenn es notwendig ist, unsere Kräfte zu stählen, um das Höchste zu leisten. Die meisten von denen, die ich genannt, hatten schwielige Hände, sie hatten schwere Handearbeit verrichten müssen! Unter diesen Führern der Menschheit ist nicht ein einziger Reicher, alle mußten sich ihr Brot sauer verdienen. Nach einer gewissen Zeit indessen gaben die meisten, wenn auch nicht alle, ihre untergeordnete Beschäftigung auf, aber nur zum Wohle der anderen. Lasset uns also alle ehrliche und notwendige Arbeit freudig begrüßen, und wenn auch produktive geistige Arbeit über ihr steht, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die gelernte Arbeit des heutigen Arbeiters eine Vereinigung von Gehirn- und Muskelkraft darstellt. Der tüchtige erstklassige Handwerker arbeitet heute ebenso mit seinem Hirn wie mit der Hand, und wenn er sich der Maschine bedient, sogar noch mehr. Der russige Fabrikraum, die enge Werkstätte, der gefüllte Arbeitssaal und das Heim der ehrbar gebliebenen Armut, sie beherbergen jene Ausnahmenaturen, die betraut sind mit der göttlichen Mission, die Menschen auf Erden zu heben und das Leben ein wenig besser und vollkommener zu machen als in der bisherigen Generation.

Wir wissen heute, daß Arbeit nicht der Schöpfer allen Reichtums ist, und noch sicherer wissen wir, daß sie nicht den Wert bestimmt, aber das Heim der Arbeit sendet seine in Armut aufgewachsene Jugend, die um der Lebensnotdurft willen hart arbeiten muß, aus; in ihr schlummern die Kräfte, von der der Fortschritt abhängt. Die Reichen haben wenig dazu beigetragen, wir brauchen auch in Zukunft nichts von ihnen zu erwarten. Es fehlt ihnen nur der Sporn, der in der Notwendigkeit liegt, und sie wiegen sich untätig in ihrer behaglichen Muße. Es wäre schlimm, wenn der Arme ebenso dächte. Die menschliche Natur ist nun einmal so geartet, und deshalb verdient eine Aus-



RODIN

ZEICHNUNG

nahmenatur, die aus den Kreisen der Reichen kommt, doppelte Ehre und Bewunderung.

Unser gegenwärtiges individualistisches System, das die notwendigen Führer hervorbringt und fördert, läßt keine staatliche Einmischung zu, keinen Kommunismus, keine allgemeine Gleichheit, keine besondere Kommission, die die Forderung der Ausnahmenaturen erst zu prüfen und über sie abzuurteilen hätte: Alle sind frei, vollkommen frei, dürfen wählen, was sie wollen, dürfen dem göttlichen Rufe folgen, der jedem seinen Platz zuweist. Nichts darf die Verschiedenheit der Talente verringern, alles sollte dazu angetan sein, die Verschiedenartigkeit möglichst zu fördern, denn nur durch die Unterschiede ist der gegenwärtige Stand unserer Kultur erreicht worden und nur auf ihnen baut sich der der Zukunft auf. Fortschritt ist der Endzweck des Daseins, und seinetwegen sind wir da. So ist es immer gewesen von der Zeit an, wo sich die Erde abkühlte und Leben in Erscheinung trat, bis heute, immer hat sich das höhere aus dem niederen entwickelt. Das ist unsere göttliche Mission, daß jeder einzelne dazu berufen ist, seine Zeit zu fördern, um der folgenden Generation bessere Lebensbedingungen zu schaffen, als die vorherige besaß. Und niemand unter uns darf sagen: Nun ist genug getan; erst am Ende seines Lebens darf er sagen: durch meine Bemühungen sind jene Menschen, jene Schöpfungen etwas besser dran. Von diesem Ruhm ist niemand ausgeschlossen, auch der niedrigste nicht; denn ein jeder kann dem anderen den besten Teil seines Selbst geben und ohne Anspruch auf Ruhm und Ehre dem anderen etwas Freundlichkeit und Liebe schenken.

Vor-arisches Europa.

Von

A. Wirth.

Die Anthropologen sind sich längst darüber einig, daß vor den Ariern eine ganze Reihe anderer Rassen in Europa gehaust haben. Die Geschichts- und Sprachenforscher haben jedoch von dieser Erkenntnis noch nichts profitiert. Sie geben wohl mit säuerlicher Miene zu, daß einmal Iberer in Spanien waren, aber sie schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß deren Spuren verloren gingen. Und die Basken? Ja, wer kann einem zumuten, baskisch zu lernen! El impossibile vencido, heißt nicht ohne Grund der Titel einer berühmten baskischen Grammatik. Bloß der einzige Pott, der da raget wie ein Gott unter den Sprachmännern, entdeckte Baskenlaute in Deutschland und Italien und genierte sich gar nicht, Urbino baskisch als ur Wasser bi zwei, also eine Art Confluentia zu erklären.

Die Iberer standen nicht allein. Eine ganze Reihe anarischer, georgischer, tscherkessischer, hyrkanischer Stämme ist in Europa eingedrungen. Das kann man durch geschichtliche Nachrichten, kann es

ethnologisch, somatisch-anthropologisch, ergologisch, linguistisch und psychologisch und namentlich auch durch Ortsnamenforschung erweisen. In einer ziemlichen Zahl von Aufsätzen habe ich diesen Beweis, unter Aufwendung beträchtlichen Tatsachenmaterials, zu führen gesucht. Aber ich darf mich darüber beschweren, daß, obwohl die Aufsätze in wohlbekannten Zeitschriften, zum Beispiel der Beilage zur „Allgem. Zeitung" und dem „Freien Wort" veröffentlicht waren, kein einziger, ich will nicht sagen Fachmann, nein überhaupt kein Mensch davon Notiz genommen hat. Basca sunt: non leguntur. Und doch ist wahrhaftig die Sache von der größten Bedeutung. Die Träger der Hallstattkultur, der mykenischen, der hochentwickelten altkretischen Kultur waren Anarier, waren Verwandte der heutigen Kaukasusstämme. Von ihnen lernten die Arier. „Die Hellenen, sagt Herodot, haben ihre Götter von den Pelasgern." Helbig wunderte sich darüber, daß die Japyger in der Kultur höher standen, als ihre Bedränger und Ueberwinder, die Italiker: nun wohl, die Lateiner lernten von den nichtarischen Japygern und Etruskern. Vom psychologischen Standpunkt aus ist Lamprecht, wie er mir mündlich mitteilte, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der „geometrische" Stil, der auf die minoische, altkretische Welt folgt, „typisch" für die primitiven Anfänge eines Volkes ist. Folglich sind die Griechen nicht, wie fälschlich überall gewähnt wird, die Urheber, sondern sind vielmehr die Zerstörer der kretischen und mykenischen Bildung. Homer steht nicht nur am Anfang einer neuen, sondern auch am Ende einer fremden, alten Kultur, gleichwie das Nibelungenlied einen Widerhall des stürzenden Römerreiches bietet.

Bei meinen Forschungen, die so wenig Beachtung gefunden haben, habe ich mich stark auf Ortsnamen und Völkernamen gestützt. Ich mag wohl gelegentlich mich verhauen haben — der Mut, zu irren, ist für fördernde Hypothesen unentbehrlich — aber im Kern, behaupte ich, ist diese Art der Namenforschung untadelig und unanfechtbar.

Ueber die Methode folgendes. Zunächst Achtung auf Suffixe. Der Grundsatz ist durch Heinrich Winkler, Kretschmer und Pauli längst zur Anerkennung gekommen. Demgemäß gehören Kruja in Mittelalbanien, Troja und Beroia, ferner Aquileja, Noreja und Celeja, wie auch Veji und Cireji zur selben Gruppe; ebenso Trapezunt, Korinth und Sagunt. Ferner geschichtliche Nachrichten. Wo Gründung von Kolchern oder von der Kolcherin Medea ausdrücklich bezeugt ist, da ist es doch wohl nicht vermessen, an den Kaukasus zu denken. Sodann die Umgebung. Wenn ich einen Namen in afrikanischer oder kaukasischer oder bestimmt iberischer Gegend finde, so kann er doch nicht gut arisch sein. Am wenigsten, wenn alle drei Zeichen zusammentreffen. So hausen die Querquetulani im östlichen Iberien. Gut. Sie heißen nun gelegentlich Querquerni: folglich ist Querqu die Wurzel. Das Suffix sul findet sich bei den Massaesyli Mauretaniens, den Massyli ebenda, bei den Δάκτυλοι (Dakern) Kretas, den Θουσσύλοι (Thusch, georgischer Stamm) Zwergen Lykiens, bei Mossul (Mos-k) und in der Deklination des heutigen Kasikumükischen. Nachbarn der Kasikumüken sind die Quarch. Diese waren einst weiter ausgedehnt, bis Kwarism, Chowaresmien im

Osten, bis zu den montes Coraxici in Kolchis. Folglich sind die Querque-tulani ein Kaukasusstamm. Was sagt man aber dazu, daß Plinius unter den Völkern, so in Latium vor Alters wohnten und untergingen, auch die Querquetulani aufzählt? Natürlich werden dann auch die Leidensgenossen der Querquetulani kaukasischer Herkunft verdächtig. Endlich Lautanklänge. Hier kann viel gesündigt werden. Es gibt eben Unterschiede. Orte wie Camarina gibt es überall, von Sizilien bis Korea; damit ist nichts anzufangen. Ob die Komoren von Semiten oder von „Protobanta" so bezeichnet wurden, ist schwer zu sagen. Dann nehme man wieder eine so einfache Lautverbindung wie Boë oder Bajae: man wird sehr suchen müssen, um überhaupt ein leidliches Gegenstück zu finden. Einerseits hat Mass Μελικέρτης statt aus Melkart, griechisch als „Honigschneider" erklärt, andererseits kann der Anklang von Arauraca am Licus in Pontus an die Rauraci bei Basel, den Rauris im baskischen Aquitanien die Rauris am Achensee und den Lech, Licus in Baiern nicht wohl zufällig sein. Ein Grundsatz jedoch führt unbedingt zum Ziele. Wenn ganze Gruppen von Ortsnamen mit anderen ganzen Gruppen, wo auch immer diese seien, übereinstimmen, so ist Verwandtschaft anzunehmen. Entfernung darf da nicht schrecken. Finden sich doch noch Splitter der kanadischen Athapasken an der Grenze von Mexiko und malaische Namen bis Madagaskar. Haben sich nicht die Arier über alle Länder von Hinterindien bis Irland ausgebreitet? . . . Es kann daher nicht befremden, wenn thüringische Orte, wie Prilip, Trippsdrill, Nohra, Dolmat, Tabarz, wenn deutsche Flüsse, wie Wupper, Anger, Nogat, Bode, Peine, Sill, ganz undurchsichtige Namen tragen, für die nur in nicht indogermanischer Welt Gegenstücke und Erklärung anzutreffen sind, wenn ein vorarischer Alpenname sich in Kaschmir wiederfindet und ein mesopotamischer in Marokko.

Freunde empfehlen mir, meine Vermutungen schluckweise dem Publikum einzuflößen. In der Tat wäre wenigstens das eine wünschenswert, daß Sicheres von Halbsicherem oder ganz Unsicherem getrennt würde. Allein das Leben ist kurz und die Geduld des Lesers gering. Daher wollte ich doch lieber alles auf einmal bringen, wollte auch vor afrikanischen und syrischen Namen nicht zurückschrecken, verband die Tauern mit dem Taurus und Tabor, Ἀταβύριος auf Rhodos, Tauris und Täbris, das ebenfalls griechisch Tauris heißt, verband Corduba, den Gurten bei Bern, Cortona, Gardone, Gordeïne (Grödnerthal), Agordo, Gortynia in Makedonien, Gortyn auf Kreta und Zypern, Gordyene oder Corduene in Kurdistan. Ich mache mich anheischig, Dutzende von alpinen und iberischen Namen im nördlichen Kleinasien und im Kaukasus nachzuweisen, und so endlich dem Wahne den Tod zu bereiten, als ob die Basken von den Abasgen in Kolchis oder die Iberer Spaniens von den Iberern des Kaukasus zu trennen seien. Zumal neueste Linguistik zu Hilfe kommt. Denn dänische, deutsche, italienische, russische und englische Gelehrte sind — meist unabhängig voneinander — zu der klaren Einsicht gekommen, daß Baskisch mit den Sprachen des Kaukasus verwandt ist.*)

Es handelt sich um Großes. Es handelt sich um den Ursprung der Weltkultur. Aber die Art der Untersuchung ist notwendig mühsam und spezialistisch, ist unendlich kleinlich und fachmännisch. Οὐκ εἰς Κόρινθου παντὸς ἔσθ ὁ πλοῦς. Nicht jedermanns Sache ist es, hürkilinische und kasikumükische Suffixe zu studieren oder aus Votivinschriften und dem Itinerarium Peutingerianum makedonische und aus tirolischen Flurbüchern rätische Ortsnamen herauszuschälen. Die Hauptschwierigkeit aber ist folgende. Die einzigen Leute, die heutzutage etwas von Linguistik verstehen, sind die Indogermanisten. Die sind aber naturgemäß und unausweichlich gegen nichtarische Etymologien. Sie müßten ja umlernen. Sie müßten anerkennen, daß νέκυ und κατεκόπη τὴν κεφαλήν kaukasische Formen sind, daß unser teueres schwäbisches Gischpele, georigsch kischpa, Hanswurst, Dummkopf ist. Soviel Selbstentsagung ist begreiflicherweise von dem Indogermanisten nicht zu verlangen. Das Publikum aber versteht von all solchen Dingen überhaupt nichts. Es ist folgsam und unselbständig. Es folgt den Autoritäten. Es glaubt den Worten der powers that be. So ist der Verfechter eines nichtarischen Europa in peinvoller Klemme. Er hat keinen Anhang. Er hat nur Gegner. Er wird als Phantast verschrien. Und doch, was ist Wissenschaft? Wahrheit.*)

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

Ich las weiter in dem Brief meines Freundes:

„Unser Maßstab, den wir für die Aufnahme anlegen, ist schwer zu bezeichnen. Er ist weder ausschließlich gesellschaftlich, noch moralisch oder intellektuell. Wir suchen vielmehr — um ein Wort, auf die Gefahr hin zu gebrauchen, daß es mißverstanden wird — charakteristische, für das Leben wesentliche Elemente aus und scheuen uns nicht, hie und da bösartige, niedrige oder zerfahrene Subjekte aufzunehmen, die zur Vervollständigung unseres abgekürzten Weltbildes von Bedeutung sein können. So halten wir uns neben einigen hervorragenden Namen, blendenden Frauen, Zierden der Wissenschaft usw. einen schmutzigen Professor, einen verkommenen Musiker, ja sogar einen unseren Abscheu erweckenden Anarchisten, weil wir Bewußte unser Wesen angesichts dieser Gegner besonders lebhaft fühlen.

*) Genaueres über all diese Dinge in meiner langen Abhandlung, die im Maiheft der orientalistischen Zeitschrift „Memara“ erschienen ist. Uebrigens sehe ich nachträglich, daß selbst Ed. Meyer aus einem Saulus ein Paulus geworden, daß er in der 2. Auflage seiner Geschichte des Altertums zur Hälfte die oben im Texte vertretene Anschauung angenommen hat.

Sie gehören zu unserem Leben als seine Umkehrung. Die Leute werden natürlich in gehöriger Distanz gehalten. Nun glauben Sir Charles und ich, Du seist einer von denen, die unsere Art zu leben begreifen werden, und wir möchten Dich bitten, uns gelegentlich zu besuchen. Unsere Anstalt heißt Serenitas et Sapientia und liegt in Katalonien am Abhang des Montserrat."

Am Ende des Briefes fanden sich einige Angaben, auf welchem Wege „Serenitas et Sapientia" am bequemsten zu erreichen ist und ein kurzer gastfreundlicher Gruß Sir Charles Blooms.

Ich faltete zufrieden den Brief zusammen und gestand mir ein, daß ich die ganze Reise nur unternommen hatte, um die beiden alten Freunde zu besuchen, während ich — (oder vielleicht ein Dämon in mir) — mir einzureden versuchte, ich wolle in's Kloster gehen.

5.

Am folgenden Tag gegen Mittag hielt mein Wagen vor dem hohen schmiedeeisernen Portal eines großen Parks. Ein Diener führte mich durch eine Allee. Vor mir lag ein weißes, weitläufiges Schloß in einfachem großzügigem Barockstil. Ich hielt mich nur kurz in dem angenehmen Zimmer auf, das mir der Diener gab, ließ einen Augenblick meine Blicke über die Baumwipfel streifen, über denen ich mich befand, und war der Meinung, daß es sich hier besser leben ließ, als im Kloster. Das Zimmer war in altmodischer Vornehmheit gehalten, gar nicht wie ein Sanatoriumsraum in seiner hygienischen Kälte. Ueber dem breiten alten Bett erhob sich ein purpurner Himmel. In der Ecke stand ein Betstuhl, auf dem eine Plantinausgabe des Marc Aurel lag. Ein bequemer Armfauteuil erwies sich als „chaise percée" und ließ gleich die Schattenseite des Hauses, die niemals funktionierende Wasserleitung, erraten. Auch mit der Beleuchtung stand es für moderne Ansprüche nicht gut. Zwei große silberne Flambeaux mit mehreren Wachskerzen mußten genügen. Violet, ein ehrwürdiger Kammerdiener, erschien in havannafarbener Livree. Sein graues kaltes Gesicht entfaltete sich zu einem gewinnenden Lächeln, während er mich aufforderte, ihm zu dem Arzte zu folgen. Später erfuhr ich, daß Violet sich rühmte, den Herzog von Wellington während des Wiener Kongresses bedient zu haben. Demnach mußte er über 100 Jahre alt sein.

Das Kabinett des Docteur Pierre Lancret unterschied sich in nichts von dem jedes modernen, gut assortierten Sanatoriumarztes. Ich setzte mich in einen Klubsessel und wartete. Die Tür nach dem anstoßenden Raum war angelehnt. Ich hörte ein ziemlich lebhaftes Gespräch, das mehrere Personen miteinander führten. Was mich zuerst aufmerksam machte, war ihre Sprache, die ich unbedingt als die griechische erkannte. Ich habe von einem Aufenthalt in Griechenland so viel Kenntnis der heute dort herrschenden Sprache mitgebracht, wie jedem Reisenden, der ein Gymnasium besucht hat, in der Eile anfliegt, d. h. ich kann Zeitungen lesen und einzelne Redensarten in der Konversation verstehen, aber da die meisten Vokale und

Diphthonge wie i gesprochen werden, geschieht es oft genug, daß ich aus den Worten der Unterhaltung die mir in ihrer Orthographie wohlbekannten Vokabeln nicht wiedererkenne. Viele Gelehrte behaupten, die antike Aussprache sei ebenso gewesen und wollen auch das Altgriechische so ausgesprochen wissen.

Aber ich will hier keine Abhandlung über den Itacismus der griechischen Sprache schreiben, sondern nur sagen, daß ich die Unterhaltung im ganzen nicht verstand, obgleich ich die Sprache erkannte, daß mir aber immerhin eine Kleinigkeit auffiel: ich hörte diese Menschen einige Worte des klassischen Griechisch gebrauchen, die, wie ich ganz bestimmt wußte, selbst die heutige Literatursprache verwirft, obwohl sie sich sonst bis zur Affektiertheit dem klassischen Idiom zu nähern sucht. Es waren die alten Worte für Wein und Brot, oinos und artos, die im heutigen Griechisch allein der Kirchensprache vorbehalten sind, wo sie für die beiden Gestalten des Abendmahls gelten. Diese von dem Christentum geheiligten Worte sollen durch das alltägliche Leben nicht entheiligt werden, und darum hat man das profane Brot und den profanen Wein mit — wenn ich nicht irre — slawischen Lehnworten, krassi und psomi bezeichnet. Die Personen im Nebenzimmer aber benutzten jene dem christlichen Kultus vorbehaltenen Worte ganz unbefangen während eines kleinen Frühstücks, das sie zusammen einnahmen. Sie schienen sich des Frevels, der Gläubige des orthodoxen Bekenntnisses gewiß skandalisiert hätte, nicht einmal bewußt zu sein. Wie gesagt, dieses Detail fiel mir auf. Ich dachte erst später wieder daran, als die Erklärung dafür freilich deutlich genug auf der Hand lag.

Plötzlich trat ein Herr aus dem Nebenraum zu mir herein, schloß die Tür hinter sich ab und begrüßte mich in reinem, ja bemerkenswert elegantem Französisch. Er hatte ein ovales Gesicht mit etwas scharfen, sehr beherrschten, dabei doch eher liebenswürdigen Zügen; der etwas gelbliche, auf den Wangen leicht rosige Teint, das dunkelbraune, fast schwarze, glänzend und straff anliegende Haupthaar und der kurze, eckig zugeschnittene Vollbart ließen ihn mir als einen reinen angenehmen Typus der lateinischen Rasse erscheinen. Er besaß eine etwa mittelgroße, geschmeidige Figur. Eine sympathische Lebhaftigkeit des Geistes sprach aus den braunen, eindringlichen Augen. Seine Worte waren meist von leichten Bewegungen der schlanken, ein wenig behaarten Finger begleitet. Besonders fielen mir die fein und fest geschnittenen Lippen auf, die, zumal wenn sich die Mundwinkel senkten, zwingend den Eindruck geistreicher Ueberlegenheit machten. Er sprach mit einer sanften, eher schwachen, aber durchaus männlichen Stimme.

Er kam mir nicht nur bekannt, ja sogar vertraut vor, aber ich konnte mich durchaus nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit wir uns gesehen hatten. Er half meinem Gedächtnis nach, er sprach von einer Nacht — es war etwa 15 Jahre her — wir hatten uns in Paris, in einer Gesellschaft im Trocadéroviertel kennen gelernt und machten dann den gemeinsamen Heimweg nach dem linken Seineufer zu Fuß. Nun entsann ich mich genau: die Champs Elysées unter

schweren Kastanienblüten, unsere Gespräche über germanische, lateinische und semitische Verschiedenheiten, über Intellektualität und Instinktleben, über die Frauen, über die Courtisane und das deutsche Gemüt. Während mir das alles deutlich wieder einfiel, schüttelte mir der Herr lebhaft die Hand. Der Leser wird sich zunächst wundern, daß ich jetzt erst den Docteur Pierre Lancret, Arzt an der Salpétriere erkannte, meinen alten Freund. Auch ich erstaunte darüber, denn er hatte sich kaum verändert. Warum hatte ich ihn, den ich doch hier zu sehen erwartete, nicht gleich erkannt? Er ist der erste Franzose gewesen, dem ich näher getreten bin, dessen mir erst fremder, aber doch so schnell verständlicher Art gegenüber, ich mich zum ersten Male selbst ein wenig erkennen gelernt habe, indem ich meine Natur abzugrenzen begann. Er erinnnerte mich an die Herbstabende bei seinem knatternden Kaminfeuer in dem engen, von Möbeln erdrückten Pariser Zimmerchen, wo wir meine ersten schwerfällig-tudesken Versuche in französischer Sprache zu schreiben, durchnahmen — ich besaß damals einen lebhaften, aber leider ganz unfruchtbaren literarischen Ehrgeiz — und mir die Durchsichtigkeit und der Nuancenreichtum des französischen Stils aufgingen. An diese Beschäftigung knüpften sich gemeinsame Lektüren — mein Freund hatte der letzten französischen Dichterplejade nahegestanden und besaß die persönlichen Interpretationen dunkler Verse von den Meistern selbst. Um 2 Uhr früh gingen wir hinunter auf den herbstlichen Boulevard St. Michel, wo sich die fröstelnden kleinen Frauen unter die Hidalgomäntel ihrer Freunde schmiegten, und kauften in einer Charcuterie, in der rings die lachenden Paare bescheiden soupierten, etwas rohes Fleisch fur die Nachtmahlzeit Ubus, des Katers, der unseren Gesprächen, auf einem Diwan ausgestreckt, mit stummem Verständnis zu folgen pflegte. Wie ich mich an alles dies erinnerte! Doch plötzlich fiel mir ein, daß der, mit welchem ich diese Herbstnächte verlebt hatte, nicht der Docteur Lancret, sondern der Dichter (und spätere Okkultist) Claude Chauchat war. Er hatte allerdings, wie mir jetzt zum ersten Male schien, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Dr. Lancret. Plötzlich sprach er davon, wie wir viele Winternachmittage zusammen in seiner Anwaltskanzlei in dem altmodischen deutschen Patrizierhaus gesessen; ich sah ihn wieder, wie er einen Wust von Papieren ausbreitete, die bisher vor mir geheim gehalten worden waren. Ich erkannte darauf die Unterschriften meines Urgroßvaters, meines längst verstorbenen Großvaters und die Schnörkel wieder, die mein Vater in früheren Jahren seinem Namenszug beizufügen gewohnt war und die das Entzücken meiner Kindheit gewesen sind. Nun wurde mir plötzlich der geheimnisvolle Inhalt der Schubladen und Gefächer meines Vaters, über die er mit übertriebener Verschwiegenheit gewacht hatte, von einem Fremden enthüllt, denn mein Vater war gestorben. Ich lernte eine Menge juristischer, Bank- und Börsensachen kennen, für deren Formalismus ich seitdem eine Art perversen Interesses behalten habe. Aber der Mann, dem ich in seiner Kanzlei gegenübergesessen hatte, war doch mein inzwischen verstorbener Freund, der Rechtsanwalt Ladenburg gewesen; dadurch, daß

sein beweglicher, semitischer Geist den „Witz" jeder Sache, die er angriff, schnell herausbekam, und durch eine angenehm belehrende Gesprächigkeit war er jenen beiden Franzosen, wie ich jetzt auf einmal erkannte — trotz seiner ganz verschiedenen Geistesrichtung — ziemlich ähnlich. Er hat später mein Interesse an der Soziologie und meine Freude an der Debatte auf die Politik zu lenken gesucht. Plötzlich schien er sich in den österreichischen Baron Sterneck zu verwandeln, den ich einst als diplomatischen Vertreter seines Landes in einem abgelegenen türkischen Wilajet kennen gelernt habe, wo er sich, in orientalische Studien vertieft, von türkischer Dienerschaft umgeben, soweit als irgend möglich der Geistlosigkeit seiner offiziellen Umgebung zu entziehen verstand. Dieser zarte, etwas nervöse Mensch, der von kriegerischen, dem Zechen und den Weibern ergebenen Ahnen stammte, hatte sich in langen Nächten bei der Studierlampe ein Aussehen erworben, das ihn von weitem wie einen reizvoll gewelkten Lebemann erscheinen ließ, obwohl er schon gegen Ende der Zwanzig mit der vergnüglichen Tradition seiner Ahnen gebrochen hatte. Saß man aber diesem Gesicht mit der straff gespannten Haut über den feinen, doch strenglinigen Knochen, dem spärlichen, rotblonden Haar an den Wangen und Schläfen gegenüber, dann gewannen seine müden, grauen Augen, besonders, wenn er mit knappen, hellen Worten eine Seltsamkeit orientalischen Wesens erklärte, eine so geistige, wenn auch ganz irdische Ueberklarheit, wie man sie bisweilen auf primitiven Heiligenbildern findet. Dieser einzigartige, unvergeßliche Ausdruck war es, der jetzt plötzlich auf dem sonst ganz verschiedenen Antlitz meines Gegenübers erschien; er redete von den religiösen Gesprächen, die ich einst mit ihm — dem Baron Sterneck — hatte, die zuerst meine Ahnung bestätigten, daß Heidentum und materialistische Irreligiosität nicht eins sind, daß vielmehr ein geistiges, positiv religiöses Heidentum möglich und einmal lebendig gewesen sei. Ich ahnte, was ich nun weiß, daß gewisse, einst Götter genannte Kräfte oder Elemente oder psychische Substanzen unser Dasein bestimmen und begrenzen und daß wir uns ihnen auf verschiedenen Wegen bis zur Verschmelzung nähern können. Der Weg, den der Baron Sterneck ging, war der, welcher dem modernen Skeptizismus und einem von dem Wissen der Zeit erfüllten Geist am meisten entspricht: der Weg der intellektuellen Erkenntnis. Dieser überlegene Geist zog sich einige Jahre nach unserem Zusammentreffen in der Türkei, in ein von europäischen Buddhisten gegründetes Kloster am Genfer See zurück.

Nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen hatte, während deren ich lebhaft an das Schicksal Sternecks dachte, erinnerte mich die vielseitige Persönlichkeit lächelnd an ihre nicht sehr erfolgreichen Versuche, mir Schach, Tennis und Bostontanzen beizubringen, aber das hatten doch wieder andere Leute getan: der junge Mathematiker Heydenhof, der Artillerieleutnant Werner und jener fabelhafte Maëstro Mancinelli, zu dem ich einmal in Wien in meiner Not gelaufen war, als ich einer mit Leidenschaft dem Tanz ergebenen jungen Witwe den Hof machte.

Mit allen diesen, in ihrer klaren, redlichen Intelligenz verwandten

Naturen, vom mystischen Philosophen bis zum Tanzmeister identifizierte sich der Herr, und er hätte auch wirklich jeder von ihnen, die ich alle viele Jahre nicht gesehen, sein können. Aber alle auf einmal? Wie war das möglich? Das Rätselhafte, was darin lag, hatte indessen für mich gar nichts Beängstigendes. Im Gegenteil: die Gegenwart dieses Mannes stärkte, erhob mich, indem er mich an besonders gute Zeiten meines Lebens erinnerte.

Es gibt Stunden, in denen sympathische Geister durch ein Wort, durch einen Blick, ja durch ihre bloße Nähe, plötzlich eine Fähigkeit, eine Tugend in uns von der Fessel eines falschen Begriffs oder einer schlechten Gewohnheit befreien, es ist, als ob sie uns reicher gemacht hätten, aber in Wirklichkeit geben sie uns nur den Schlüssel zu uns selbst (das einzige, was ein Mensch von dem andern gewinnen kann); dann entdecken wir in uns Besitztümer, die wir vielleicht geahnt, aber nie zu gebrauchen gewagt haben. Viele achtlos gelebte Augenblicke verbinden sich zu gemeinsamem Sinn, und ganze Ebenen des Daseins liegen plötzlich erhellt vor uns. In solchen Augenblicken ist es, als verstünden wir die Sprache eines Vogels, oder sähen wir das Wachsen eines Baumes; wir durchschauen plötzlich den Sinn in einer bisher wirren Kette von Begebenheiten, so wie sich aus vielen Einzelkenntnissen einer Grammatik eines Tages bei einer glücklichen Begegnung zum ersten Male auf unseren Lippen die wirkliche Sprache formt, die wir bisher in toten Vokabeln und Regeln in uns trugen. Mir war, als ob alle solche fruchtbaren Augenblicke meines Lebens in Zusammenhang stünden mit diesem Fremden, ja, daß ich sie ihm eigentlich verdankte, der mir in wechselnden Formen von Zeit zu Zeit genaht war und meinem Leben Sinn gegeben hatte. Er reichte mir stets den geistigen Spiegel, der die Dinge so auffaßt, daß sie ihre qualvolle Sinnlosigkeit verlieren. Ich weiß wohl, es gibt noch andere Arten der Synthese im Chaos der Erlebnisse. Viele erlöst die Liebe, der Glaube, manche vielleicht die Pflicht. Mein Weg ist der Geist, der den Glanz der Dinge, indem er ihn in Strahlen zerlegt, unerbittlich in sein scharf geschliffenes Prisma zwingt. Mein Geist ist mein besseres, freilich oft genug getrübtes Selbst, dieser Fremde erschien mir wie seine reine Verkörperung, wie mein Schutzgeist, oder wie ein väterlicher Freund — und da entdeckte ich, daß er ungewöhnlich meinem Vater glich, ja sich ihm geradezu substituierte, mit dem ich seit seinem Tod in der Einbildung oft unwillkürlich Gespräche führe, als suche ich seinen Rat und seine Billigung für mein Denken und Tun.

In all seiner Vollkommenheit erschien mir der Fremde wie eine Mischung ungebrochener Jugendlichkeit und männlicher Reife.

„Mein Lieber", schloß Lancret das Gespräch, „ich sehe, Sie sind der Alte geblieben. Sie werden sich bei uns wohl fühlen. Ueber Ihre Verstimmungen und Enttäuschungen reden wir ein andermal. Entschuldigen Sie mich jetzt, da ich zu meinen Patienten muß. Violet wird Sie in den Speisesaal führen, wo Sie noch einen kleinen Lunch finden. Um fünf Uhr wird man Ihnen Tee auf Ihr Zimmer bringen. Um halb acht nehmen wir die Hauptmahlzeit. Wir sind heute nur ein

kleiner Kreis, außer Ihnen sieben Personen, fünf Herren und zwei Damen. Die anderen haben einen Ausflug gemacht."

Violet führte mich in ein behagliches, etwas düsteres Speisezimmer im Stil der Jagdpavillons aus der Epoche Heinrichs IV. Er ließ mir von einem jungen Groom eine Bouillon, etwas grilliertes Fleisch und Früchte servieren. Ich konnte kaum etwas zu mir nehmen vor Erregung über die sonderbare Begegnung und sprach nur dem ausgezeichneten Mouton Rotschild lebhaft zu. Dann ging ich hinaus und spazierte durch den Park in seltsamer Verwirrung, aber im Innersten zufrieden, daß ich dem Priester der vergangenen Nacht entflohen war.

(Fortsetzung folgt.)

Rodin über seine Zeichnungen.

Mitgeteilt von

Paul Lothringer.

Paris, im Mai 1909.

Rodin ist mit Beginn der warmen Jahreszeit nach Meudon-Val Fleury übergesiedelt, wo er seit über anderthalb Jahrzehnten den Pariser Sommer zu verbringen pflegt. Aus dem kleinen Hause, aus dem einst die ersten Werke hervorgingen, die seinen Namen bekannt machten, ist ein richtiger stetig anwachsender Häuserkomplex geworden. Neben der prächtigen Villa, die als Wohnhaus dient, steht der seine zahlreichen Werke beherbergende Glaspalast, den er für die Weltausstellung konstruieren und dann vom Marsfeld nach Meudon schaffen ließ, und unweit davon erhebt sich bereits die von ihm entworfene Fassade des prächtigen neuen Museums, in dem seine Antiken zur Aufstellung gelangen sollen.

Rodin ist ein Schüler der Antike, und er betont diese Schülerschaft eben so stark wie sein Anderswollen und mit einem leidenschaftlichen Pathos, das oft etwas von der religiösen Weihe des Priesters hat. Seine Religion, wenn man es so nennen darf, ist die Ueberzeugung von der organischen ursprunghaften Entwicklung der Kunst, in der sich harmonisch Glied aus Glied entwickelt, und die Art und Weise, in welcher er ohne jede Phrase seine eigene kunstgeschichtliche Stellung kennt und betont, ist nicht ohne Majestät. „Der Grieche," sagt Rodin, „hatte den Glauben an die Selbstverständlichkeit des Lebens und damit in allem, was er tat und dachte, eine ungezwungene Natürlichkeit, die kein Resultat des Denkens ist, sondern ein lediglich aus Gefühlswerten konzentriertes Sein. Dementsprechend differenzierte er nicht im Detail, sondern ging auf den großen Gesamteindruck. Er kannte keinen Unterschied zwischen Konkretem und Abstraktem in unserem Sinne, und wenn daher dem naiven, dem künstlerisch naiven

Beschauer unserer Tage die griechische Kunst als etwas Kühnes und Abstraktes erscheint, so ist das doch keineswegs wirklich der Fall gewesen. Sie finden es überall, in der griechischen Philosophie ebenso wie in der griechischen Kunst. Die Bewegung ist dem griechischen Künstler etwas so gut wie Unbekanntes, selbst die für griechische Auffassung schier unanständig bewegten Gestalten des Skopas sind gewissermaßen nur eine bewegtere Art Ruhe."

Ich erlaube mir einzuwerfen, daß diese Auffassung mir insofern nicht fremd ist, als ja auch die klassischen Wegebahner der Kunst in Deutschland sie vertraten, daß Winkelmann und Wieland sie predigten und daß Lessing im Laokoon die Bewegung in der Kunst mit dem Anathema belegte.

Rodin lächelt, als ich ihm über die Theorien dieser unserer klassischen Schriftsteller kurz berichte, und fragt, ob denn die Renaissance so gänzlich ausgeschaltet gewesen sei. Nachdem ich ihm die geistige Entwicklung des Deutschlands jener Tage zu schildern versucht habe und auf den Einfluß des französischen Dramas, der Corneille und Racine, hinwies, wird ihm der Zusammenhang deutlich, und er nennt eine Anzahl französischer Künstler, die allerdings infolge mangelnder Kenntnis des Griechentums auf dem Römertum fußten und daher ihrem Vaterlande nur eine Art Pseudoklassizismus brachten. Er geht dann wieder auf das Griechentum über und betont die Stärke des Handwerksmäßigen in ihm.

„Griechen waren die ausgesprochensten Veristen in der Kunst, und insofern bin ich ihnen verwandt, als ich gerade von ihnen die ergebene Treue der Natur gegenüber lernte. Nun kommt das dazu, was ich schon vorhin sagte. Sie waren ein Grund schaffendes Volk, fassen also das Allgemeine positiv, das heißt, sie machten aus ihren Göttern Menschen und vermenschlichten danach auch die Kunstbegriffe. Damit hoben sie ihr ganzes Leben in eine Sphäre des Allgemeinen empor, wie das kein anderes Volk wieder getan hat, weil ja keines wieder so traditionslos gewesen ist."

Ein anderes Mal sagt Rodin, als wir vor einem griechischen Torso stehen, den er eben erst erhalten hat: „Ich wäre neugierig, was ein alter Grieche zu den Auslassungen einer modernen Kunstgeschichte über griechische Kunst sagen würde. Er würde unsere Bewunderung ihrer absoluten Selbstverständlichkeit belächeln und uns auf Leonidas in den Thermopylen hinweisen, als etwas viel Erinnerungswürdigeres denn die Athene des Pheidias. Wir schreiben da wohl dem einzelnen viel zu viel zugute, das eigentlich in der Gesamtkultur des Volkes lag. Bedenken Sie, wie arm eigentlich dieses wundervolle Volk an Individualitäten in unserem Sinne gewesen ist!" Als wir einmal in Meudon einige neue Zeichnungen von ihm betrachteten und ich meinen Eindruck dahin zusammenfaßte, wie stark jedes einzelne Blatt, so wenig es als Werk an sich betrachtet werden könne, die Impression einer in einem äußeren Detail endgültig definierten Bewegung gäbe, nickte Rodin beifällig und meinte dann: „Ich glaube, Sie fassen meine Skizzen richtig auf. Sie sind keine fertigen Kunstwerke an sich, und sie sind

auch nicht eigentlich das, was man als Notizen des bildenden Künstlers bezeichnet. Sie sind Keime, und wenn ich ihrer eine Anzahl von Zeit zu Zeit ausstelle, so geschieht das, um meinem fertigen Werke eine vernünftigere Würdigung zu schaffen. Ich glaube nicht, daß eine kunsthistorische Wertung meines Schaffens anders als von meinen Skizzen aus möglich ist. Sie sind die Beweise für das Neue, das ich in die Kunst gebracht habe." Und als ich ihn um nähere Erklärung bitte, meint er, daß man dazu weit historisch ausholen müßte.

„Die Griechen brauchten keine Skizze und kannten wohl auch keine, sondern nur das Modell, weil sie typisch und nicht individuell zu schaffen hatten. Die Renaissance, welche anderthalb Jahrtausende späterer mit Traditionen überfüllter Kultur bedeutet, hat diese Traditionen auch in der Kunst und baut auf ihr als einem sicheren Besitze weiter. Das Neue, was ihre Plastik bringt, ist der Zustand. Sie braucht dazu die Studie, das heißt der Künstler bedarf eines Notizenmaterials, eben solcher Studien, in denen physisch mögliche Zustände festgehalten sind. Sie sehen, wie das bei Lionardo da Vinci sogar sich bis zu einer schon fast naturwissenschaftlichen Vorliebe für das Groteske steigert. Nirgends mehr treffen Sie in der Renaissance die absolute Menschlichkeit griechischer Kunst, aber auch nirgends treffen sie, einige Ahnungen des Benvenuto Cellini ausgenommen, das Momentane. Das plastische Kunstwerk der Renaissance läßt sich zeitlich mit einer längeren Linie begrenzen. Es will, wie gesagt, nichts Absolutes mehr sein, es drückt Freude oder Schmerz oder Charakterisierung einer bestimmten Persönlichkeit aus, aber das immer als Eigenart einer ganzen Zeitspanne. Der sterbende Sklave des Michel Angelo trägt alle Konsequenzen langer Gefangenschaft sichtbar im Ausdruck. Dem entspricht die Studie der Renaissance. Sie hält einen Mund fest, aus dem langes Leiden spricht, ein Auge, dem der Stolz vieler Generationen entblitzt, kurz immer einen Zustand.

Die Neuzeit mußte lange ratlos stehen, und es ist kein Wunder, daß sie bald auf die Antike, bald auf die Renaissance zurückgriff, und von dort aus den Weg weiter suchte. Stehe ich nun auch erst am Anfange einer neuen Periode der plastischen Kunst, so glaube ich doch für alle Zeit eben deutlich in ihr zu stehen und liebe meine Skizzen, weil die Bildhauerskizze dieser Art etwas Neues und dauernd Charakteristisches ist.

Es liegt im Wesen der Skizze, daß sie das Momentane gibt, und aus diesem Grunde konnte der Bildhauer mit ihr nichts anfangen. Meine Kunst, d. h. die nächste Epoche der Bildhauerkunst, zu deren Vorläufern oder Vorahnern ich gehöre, unterscheidet sich von den früheren Perioden dadurch, daß sie nichts Absolutes, auch keinen Zustand, sondern immer eine Bewegung gibt. Sie haben mir oft von dem Leben meiner Porträtbüsten gesprochen, ohne sich vielleicht vollständig über die Gründe klar zu sein. Ein Gedanke ist im Kopfe aufgestiegen, der Mund öffnet sich, um ihn auszusprechen — im selben Momente halte ich das Ganze fest. Es ist kaum eine Sekunde verflossen, die der Gedanke braucht, um vom Hirn zur Zunge zu gelangen,

dabei wirkt er wie ein elektrischer Funke auf jeden Teil des Gesichts, den er durchläuft, die Augen leuchten durch ihn, jeder Gesichtsmuskel ist durch ihn individuell angespannt. Es gibt nichts psychologisch Stärkeres, nichts Nervöseres, nichts Differenzierenderes als die Bewegung. Das Leben löst sich für den Bildhauer der Zukunft in Bewegungen auf, wie für den modernen Maler in Lichtwellen und Farben, es ist eine Unendlichkeit von Bewegungen. Ich habe das Auge für sie empfangen und glaube, daß sich in meinen zahllosen Skizzen keine dieser Bewegungen wiederholt, und daß ich, wenn ich einmal sterben werde, noch zahllose Bewegungen nicht gesehen haben werde. Jede meiner Skizzen ist eine Bewegung. Ich sehe nur sie, halte sie fest und suche dann als Künstler nach dem Körper, der zu ihr gehört. Jeder seiner Muskeln muß der Bewegung — sagen wir einmal, geistig parallel sein. Es ist dies der Grund, warum man meine Kunst eine psychologische genannt hat."

Kurze Zeit nachher stellten sich einige Besucher ein. Rodin führte sie im Atelier herum und zeigte ihnen seine letzten Werke, wie „Eva, dem Leib Adams entsteigend", „Der Frühling" und andere. Vor einem dieser Werke, das eine charakteristische Eigenart der letzten Schaffensperiode Rodins aufwies, indem der menschliche Körper aus dem anscheinend ganz unbehandelten Hintergrund heraustrat, blieb einer der Besucher stehen und fragte, ob Rodin die Arbeit am Hintergrunde von seinem Steinmetz besorgen lasse.

Rodin sagte halb ernst, halb scherzhaft: „Sie unterschätzen die Bedeutung des Hintergrundes. Es ist nicht so einfach zu bewirken, daß Hintergrund und Körper zusammengehen, der Körper entspringt aus ihm, wie die Bewegung aus der Zeit entspringt; das soll ja durch diese Art der Arbeit gewissermaßen in dem beschränkten Maßstabe der Kunst gegeben werden. Und ich glaube nicht, daß Gott, der sich soviel Mühe mit den Bewegungen gibt, ihre Harmonie mit der Zeit seinen Engeln, diesen Steinmetzen der Abstraktion, überlassen wird."

Der wilde Wanderer.

Von

Hans Mühlestein.

Der Wind weht täglich wärmer schon,
der Wald braust auf in jeder Nacht.
Reiß auf die Brust! Das ist der Ton,
der dich zum wilden Wandrer macht.

Die Wolken jagen hoch dahin
und Lieb' und Heimat rauscht vorbei.
Und Ackerfurchen seh' ich fliehn,
und aus dem Grunde steigt ein Schrei.

O daß ich dich dahinten ließ!
Nun fahr' ich hin auf dieser Welt,
wie einer, der vom Strande stieß
und dem es gleich, ob er zerschellt.

Und dennoch: wär' die Steuerung
fest wie ich möcht' in meiner Hand,
ich wiche nicht von diesem Schwung
und schösse selbst von Land zu Land.

Ich bau' ein Reich — bald stürzt es hin;
ich bau' es neu — bald ist es alt.
O wüßt' du, wie ich hungrig bin
und wie die Zeit in mir verhallt!

Wohl fülltest du, wär' ich bei dir,
den Spalt allein, der in mir klafft.
Doch jetzt wogt Erde unter mir,
wie eine braune Brust gestrafft.

Jetzt schleudert sie mich ihre Bahn;
ich schrei' nach dir: lebwohl, lebwohl . . .
Die Wolken flieh'n, die Küsten nah'n,
dort springt ein Meer von Pol zu Pol.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Hotchkiß (erhebt sich und lehnt sich an den Rücken des Sessels, den der General leer gelassen hat) Ich muß Ihnen aber wirklich sagen, Vater Anthony, daß die ersten christlichen Lebensregeln nicht gemacht wurden, um zu dauern, weil die ersten Christen nicht daran glaubten, daß die Welt selbst dauern würde; während wir jetzt wissen, daß wir mit ihrem Bestande rechnen müssen. Wir haben herausgefunden, daß Millionen Jahre vor uns liegen. Frau Bridgenorths Frage, wie die Welt dann fortbestehen soll, ist noch immer unbeantwortet. Sie sagen, das sei nicht unsere Sache, sondern Sache der Vorsehung. Aber die moderne christliche Anschauung lehrt, daß wir hier sind, um das Geschäft der Vorsehung zu verrichten und sonst nichts. Die Frage ist nur, wie wir das

sollen. Soll ich meinen Verstand nicht dazu benutzen, das herauszufinden? Habe ich dazu denn nicht überhaupt meinen Verstand gekriegt? Nun, augenblicklich sagt mir mein Verstand nichts anderes, als daß Sie ein Wahnsinniger sind, mit dem nichts anzufangen ist.

Soames: Hilft uns das weiter?

Hotchkiß: Nein.

Soames: Dann beten Sie um Erleuchtung.

Hotchkiß: Nein. Ich bin ein Snob, kein Beter.

Hotchkiß setzt sich in den Stuhl des Generals.

Collins: Mir scheint aber, wir kommen nicht vorwärts. Fräulein Edith: Sie und Herr Sykes gehen am besten in die Kirche und einigen sich nachher über Recht und Unrecht der Sache. Das wird Sie erleichtern, glauben Sie mir: ich spreche aus Erfahrung. Sie verbrennen ihre Schiffe, sozusagen.

Soames: Wir sollten niemals unsere Schiffe verbrennen. Es bedeutet den Tod im Leben.

Collins: Na, Vater, eins ist gewiß: Ihr habt eigene Ansichten und sprecht sie ohne Bedenken aus. Aber einige unter uns huldigen doch einer etwas freudigeren Lebensauffassung. Sie müssen die menschliche Natur so nehmen wie sie ist.

Soames: Unter welchem Zwang muß ich das? Ich nehme die göttliche Natur wie sie ist. Ich werde dem Teufel nicht sein Pferd satteln.

Der Bischof: Das ist eine sehr unchristliche Art, den Teufel zu behandeln.

Reginald: Ja, aber wir kommen scheint's nicht vorwärts, nicht?

Der Bischof: Willst du's aufgeben und heiraten, Edith?

Edith: Nein. Mein Vorschlag scheint mir ganz vernünftig.

Bischof: Und du Lesbia?

Lesbia: Niemals.

Frau Bridgenorth: Niemals ist ein langes Wort, Lesbia. Sag' das lieber nicht.

Lesbia (mit einem Aufflammen von Aerger): Bemitleide mich gefälligst nicht, Alice. Ich hab's schon mal gesagt, ich bin eine englische Dame und ganz gerüstet, ohne Dinge auszukommen, die ich unter ehrenvollen Bedingungen nicht haben kann.

Soames (nach einem von der allgemeinen Verlegenheit beredten Stillschweigen): Ich warte noch immer auf meine Instruktion.

Reginald: Ja, wir kommen scheint's nicht recht vorwärts, wie?

Leo (am Ende ihrer Geduld): Das hast du eben erst gesagt, Rejjy. Wiederhole dich doch nicht.

Reginald: Zum Teufel! (Er geht zur Gartentür und sieht finster hinaus.)

Soames (sich mit dem Papier in der Hand erhebend): Da! (Er zerreißt es in Stücke) Das ist euer Vertrag.

Die Stimme des Magistratsdieners: Mit Verlaub, meine Herren. Macht Platz für die Frau Bürgermeisterin. Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin, meine Lords und Herren. Er kommt durch den Turm herein, auf dem Kopf einen Dreispitz, einen mit Goldborten verbrämten Ueberrock an, er trägt den Amtsstab und pflanzt sich beim Eingang auf. Mit Verlaub, meine Herren, Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin.

Collins (sich gegen die Wand zu bewegend): Frau George, Eminenz.

Alle erheben sich, ausgenommen Soames, der sich setzt. Leo geht zu Reginald an die Gartentür. Frau Bridgenorth eilt zum Turm, ihren Gast zu empfangen und ist bis zu Soames' Stuhl gelangt, als Frau George erscheint. Hotchkiß erkennt sie offenbar wieder und weicht in Bestürzung zur Tür des Arbeitszimmers, in die äußerste Ecke des Raumes zurück.

Frau George (kommt direkt auf den Bischof zu, mit dem Ring in der Hand.) Hier ist der Ring, Eminenz; und hier bin ich. Erinnern Sie sich, daß Sie es gewollt haben und nicht ich.?

Der Bischof: Es ist gut, daß Sie kommen.

Frau Bridgenorth: Wie geht es Ihnen, Frau Collins?

Frau George (kommt, nachdem sie beim Bischof gewesen, zu ihr und betrachtet sie aufmerksam): Sind Sie seine Frau?

Frau Bridgenorth: Die Frau des Bischofs? ja.

Frau George: Welch ein Schicksal! Und dabei sehen Sie aus wie jede andere Frau.

Frau Bridgenorth (Lesbia vorstellend): Meine Schwester, Fräulein Grantham.

Frau George: Die in so seltsamer Weise mit der Lebensgeschichte des Generals verknüpft ist.

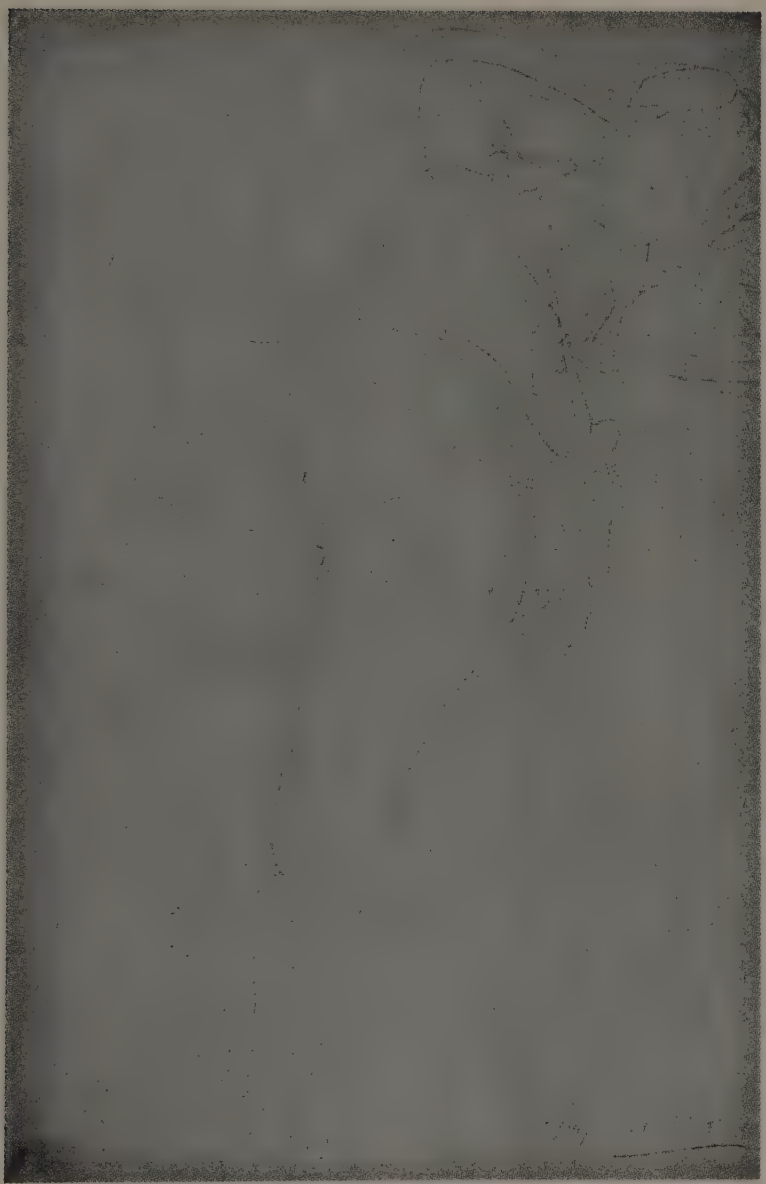
Der Bischof: Dann kennen Sie also seine Lebensgeschichte?

Frau George: Nicht ganz. Wir erreichten das Haus, ehe er sie bis zum heutigen Tage geführt hatte. Aber ich kenne sie genügend, um die Rolle zu kennen, die Fräulein Grantham darin spielt.

Frau Bridgenorth (Leo vorstellend): Frau Reginald Bridgenorth.

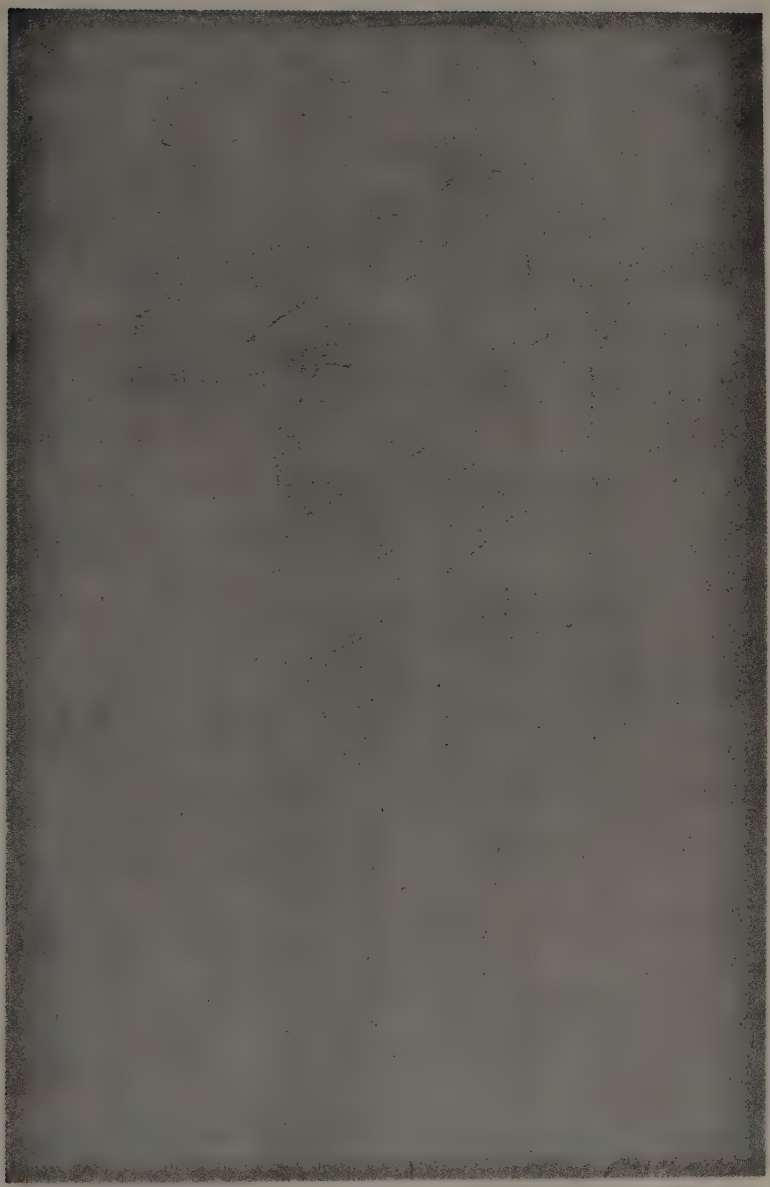
Reginald: Die verflossene Frau Reginald Bridgenorth.

Leo: Halt deinen Mund, Rejjy. Sei wenigstens so anständig, zu warten, bis die Scheidung rechtskräftig ist.



RODIN

ZEICHNUNG



RODIN ZEICHNUNG

Frau George (zu Leo): Na, Sie haben ja doch noch mehr Zeit übrig, sich wiederzuverheiraten als er, nicht wahr?

Frau Bridgenorth (Hotchkiß vorstellend): Herr St. John Hotchkiß. (Hotchkiß, noch immer in der Ferne bei der Tür des Arbeitszimmers, verbeugt sich.)

Frau Georges Was! Sie! (Sie beschreibt einen Halbkreis um die Küche herum und bleibt gerade vor ihm stehen) Junger Mann; wissen Sie noch, junger Mann, wie Sie in meinen Laden kamen und mir sagten, daß die Kohlen meines Gatten in Ihrem Keller nicht am Platze seien, da die Natur sie augenscheinlich für das Dach bestimmt habe?

Hotchkiß: Ich erinnere mich dieser beklagenswerten Frechheit mit Scham und Bestürzung. Sie gaben mir freundlichst zur Antwort, daß Herr Collins sich nach einem gescheiten jungen Manne zur Abfassung seiner Inserate umsehe, und daß ich die Stelle haben könnte, wenn ich wollte.

Frau George: Sie ist noch offen. (Sie wendet sich zu Edith)

Frau Bridgenorth: Meine Tochter Edith. (Sie geht zur Tür des Arbeitszimmers, um sie vorzustellen.)

Frau George: Die Braut! (Auf Ediths Negligée blickend.) In diesem Aufzug wollen Sie sich doch nicht verheiraten?

Der Bischof (geht um den Tisch herum zu Ediths Linken) Das ist es eben, worüber wir sprechen. Wollen Sie so freundlich sein, sich uns anzuschließen und uns den Segen Ihrer Weisheit und Erfahrung zukommen zu lassen?

Frau George: Soll der Magistratsdiener auch dabei sein? Er ist Ehemann.

(Sie wenden sich alle unwillkürlich um und betrachten den Magistratsdiener, der ihren Blicken würdevoll standhält.)

Der Bischof: Ich glaube, es sind schon zu viele Männer da, als daß es fair für Frauen sein könnte.

Frau George: Richtig, Eminenz. (Sie geht zurück, an den Turm und spricht den Magistratsdiener an.) Nehmen Sie dieses Narrenszepter fort, Joseph. Erwarten Sie mich in der Nachbarschaft, wo's für Sie am bequemsten ist. (Der Magistratsdiener zieht sich zurück. Sie bemerkt Collins zum ersten Male.) Hallo, Bill: du hast sie alle hier vereinigt. Geh und verschaff Joseph etwas zu trinken; bitte sei so gut. (Collins geht hinaus. Sie sieht Soames Priesterrock und Barett.) Was! Noch eine Uniform! Sind Sie der Totengräber? (Er erhebt sich.)

Der Bischof: Mein Kaplan, Vater Anthony.

Frau George: O Gott. (Zu Soames, schmeichelnd) Sie nehmen mir's doch nicht übel?

Soames: Ich nehme nichts übel. Tu nur meine Pflicht.

Der Bischof: Jetzt kennen Sie wohl alle.

Frau George (wendet sich zum Gitterstuhl): Wer ist das?

Der Bischof: Oh verzeihen Sie, Cecil. Herr Sykes. Der Bräutigam.

Frau George (zu Sykes): Zum Opfer geschmückt, nicht wahr?

Sykes: Es scheint zweifelhaft, ob es zu einem Opfer kommt.

Frau George: Nun, zuerst will ich mit den Damen sprechen. Sollen wir hinauf gehen und die Geschenke und Kleider ansehen?

Frau Bridgenorth: Wenn Sie wollen, gewiß.

Reginald: Aber die Männer wollen auch hören, was Sie zu sagen haben.

Frau George: Mit denen sprech' ich nachher, einer nach dem anderen.

Hotchkiß (zu sich selbst): Großer Gott!

Frau Bridgenorth: Diesen Weg, Frau Collins.

(Sie geht voran durch den Turm, Frau George, Lesbia, Leo und Edith folgen ihr.)

Der Bischof: Wollen wir versuchen, den letzten Stoß Briefe zu bewältigen, Soames, während die fort sind?

Soames: Ja gewiß. (Zu Hotchkiß, der ihm im Wege steht.) Entschuldigen Sie.

Der Bischof und Soames gehen in das Arbeitszimmer, dabei scheuchen sie Hotchkiß auf, der in eine seltsame Träumerei versunken ist und vergessen hat, wo er sich befindet. Durch Soames aufgeweckt, blickt er betroffen auf: dann geht er mit plötzlichem Entschluß rasch in die Mitte der Küche.

Hotchkiß: Cecil, Rejjy. (Von seiner Dringlichkeit aufgescheucht, eilen sie zu ihm.) Ich bedaure unendlich, euch im Stich lassen zu müssen: aber ich muß ausreißen. Diesmal ist es wirklich Feigheit; aber ich muß.

Reginald: Wovor fürchten Sie sich?

Hotchkiß: Ich weiß nicht. Hört mich an. Ich war ein junger Narr und lebte allein in London. Ich bestellte mir die erste Tonne Kohlen beim Gatten dieser Frau. Zu jener Zeit wußte ich noch nicht, daß man in Wirklichkeit nicht spart, wenn man den billigsten Artikel kauft; ich dachte alle Kohlen wären gleich und versuchte es mit der dreizehn Schilling-Kohle, weil mir das wohlfeil schien. Sie erwies sich unerwartet minderwertig gegen die gewöhnliche Steinkohle; und in der Entrüstung, in die mich die erste Kohlenlieferung versetzte, ging ich in den Laden und benahm mich wie ein Idiot, so wie die Frau es eben schilderte.

Sykes: Na, und wenn schon! Lachen Sie doch darüber, Mensch.

Hotchkiß: Darüber ja. Aber da kam noch was Schlimmeres. Bis zu diesem Tage, lieber Cecil, hatte mein Snobismus noch nie einen

wirklichen Schlag erlitten. Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugeben, daß ich, obgleich ein Snob — kein ungebildeter Mensch bin; folglich verfügte ich nicht über das Hilfsmittel des gewöhnlichen Snob, der ein ungebildeter Mensch ist, über das Hilfsmittel gegen Leute, die unter ihm stehen, bewußt beleidigend zu werden. Ich bau Häuser darauf, daß ihr nicht imstande seid, auch nur den Schatten eines Unterschiedes zwischen meinem Benehmen gegen eine Herzogin, und eine Scheuerfrau, herauszufinden. Meine Ueberlegenheit war mir eine so ausgemachte Sache, daß sie entweiht worden wäre, wenn ich sie benutzt hätte, um andere zu demütigen. Männer und Frauen der niederen Klasse gingen in schmutzigen Massen an mir vorüber, aber sie waren nicht meinesgleichen: sie mochten meine Stiefel wichsen oder meine Küchenfliesen aufwaschen; aber zwischen uns konnten keine menschlichen Beziehungen vorhanden sein. Ich suchte nun aber den Kohlenhändler auf, um mich darüber zu beschweren, daß ich meinen Ofen in eine Batterie von schnellfeuernden Kanonen verwandelt gefunden hätte und sehe mich seiner Frau gegenüber. Stellt euch mein Entsetzen vor, als ich in ihrer Gegenwart ein derartiges Gefühl von Unruhe, Aufregung, ungelöster Verlegenheit fühlte! Aber ich will euch nicht mit Einzelheiten von Blödsinn und Wahnsinn langweilen, wie sie dieser Begegnung folgten. Es kam so weit: daß ich tatsächlich unter einer Art verzweifelter Notwendigkeit, in der Nähe des Ortes zu sein, wo sie weilte, des Nachts an ihrem Laden vorüberstrolchte. Eine widerwärtige Versuchung, die Treppenstufen zu küssen, weil ihr Fuß sie berührt hatte, brachte mir zum Bewußtsein, wie verrückt ich war. Ich riß mich mit Gewalt von London los und stand schon auf dem Sprung, wieder zurückzukehren, wie die Magnetnadel zum Magnet, als der Ausbruch des Krieges mich rettete. Auf dem Schlachtfelde ließ die Verblendung nach. Die Sache mit Billiter machte einen neuen Menschen aus mir; ich fühlte, daß ich die Torheiten und Dummenjungenstreiche der vergangenen Tage für immer hinter mir gelassen hatte. Aber vor einer halben Stunde — als der Bischof seinen Ring fortschickte — fühlte ich plötzlich einen Griff auf dem Grunde meines Herzens, der mich mit namenlosem Schrecken erfüllte — mich, den Furchtlosen! Ich erkannte die Ursache, als sie das Zimmer betrat. Cecil: dieses Weib ist eine Harpye, eine Sirene, eine Nixe, ein Vampyr. Es gibt für mich nur eine Rettung: Flucht, augenblickliche Flucht, Hals über Kopf. Entschuldigt mich bei den anderen. Vergeßt mich. Lebt wohl. (Er wendet sich nach der Tür, wo ihm die eintretende Frau George gegenübertritt.) Zu spät: ich bin verloren. (Er wendet sich um und wirft sich verzweifelt in den Stuhl nächst dem Arbeitszimmer, der am weitesten von ihr absteht.)

Frau George (kommt zum Herd und wendet sich an Reginald): Herr Bridgenorth: Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich mit diesem jungen Mann allein lassen. Ich muß in Ihrer Sache wie eine Mutter mit ihm sprechen.

Reginald: Tun Sie das, gnädige Frau. Er hat es sehr nötig. Kommen Sie mit, Sykes. (Er geht in das Arbeitszimmer.)

Sykes (sieht Hotchkiß unentschlossen an.)

Hotchkiß: Zu spät! Jetzt können Sie mich nicht mehr retten, Cecil. Gehen Sie.

Sykes (geht in das Arbeitszimmer, Frau George schlendert zu Hotchkiß hinüber und betrachtet ihn neugierig.)

Hotchkiß: Es ist zwecklos, diese Agonie zu verlängern. (Sich erhebend.)Verhängnisvolles Weib — wenn Sie wirklich ein Weib sind und nicht ein Kobold in Menschengestalt —

Frau George: Ist das aus einem Buch? Oder ist das Ihr gewöhnliches kleines Gesellschaftsgespräch?

Hotchkiß (rücksichtslos): Masken haben keinen Zweck; die Kraft, die mich fortfegt, wird Sie nicht verschonen. Ich muß gleich das Schlimmste wissen. Was war Ihr Vater?

Frau George: Ein konzessionierter Lebensmittelhändler, der seine Kellnerin heiratete. Sie würden ihn wahrscheinlich einen Schankwirt nennen.

Hotchkiß: Dann sind Sie ein Weib, das tief unter mir steht. Leugnen Sie das? Machen Sie irgendeinen Anspruch darauf, meinesgleichen zu sein an Rang oder Abkunft oder an Kultur?

Frau George: Haben Sie etwas gegessen, das Ihnen nicht bekommen ist?

Hotchkiß (vernichtend): Minderwertige!

Frau George: Danke. Sonst noch etwas?

Hotchkiß: Dies. Ich liebe Sie. Meine Absichten sind nicht ehrenwert. (Sie kriegt keinen Schreck.) Schreien Sie, klingeln Sie. Lassen Sie mich aus dem Hause werfen.

Frau George (mit plötzlichem tiefem Gefühl): Oh, wenn Sie diesem elenden, erschöpften Herzen einen Strahl der Leidenschaft wiedergeben könnten, die es einst geschwellt hat — beim Anblick — bei der Berührung des Geliebten! Sie würden dann schreien junger Mann. Sehen Sie dieses Antlitz, das einst frisch und rosig war wie das Ihre und das jetzt verwüstet und gefurcht ist durch hundert ausgebrannte Feuer?

Hotchkiß (wild): Feuer! Dreizehn Schilling die Tonne, Feuer, aus denen zerstörende Meteore stoben, die blenden und brennen, und die Männer auf die Straßen jagen, daß sie Narren aus sich machen.

Frau George: Es scheint recht tief zu sitzen, Sinjon.

Hotchkiß: Wagen Sie es nicht, mich Sinjon zu nennen.

Frau George: Mein Name ist Xenobia Alexandrina. Sie können mich kurz Polly nennen.

Hotchkiß: Sie heißen Astarte-Durga — es ist noch kein Name gefunden, der boshaft genug für Sie wäre.

Frau George (sich bequem niedersetzend): Hören Sie! Glauben Sie wirklich, daß Sie zu dieser jungen schnippischen Person besser als ihre Gatte taugen? Sie haben Vergnügen an Ihrer Gesellschaft gehabt, als Sie nur der Freund der Familie waren, als der Gatte da war, die Verantwortung zu übernehmen und gegen Sie aufzutreten. Sind Sie sicher, daß sie Ihnen ebenso gefallen wird, wenn Sie der Gatte sein werden? Sie ist nicht klug, wissen Sie. Sie ist nur altklug.

Hotchkiß (lehnt sich unbehaglich gegen den Tisch und hält sich daran fest, um seine nervöse Erregung zu beherrschen): Brauchen Sie mir das zu sagen, Satan, der Sie sind?!

Frau George: Sie haben den Gatten amüsiert, nicht wahr?

Hotchkiß: Er hat mehr echten Sinn für Humor als sie. Er ist besser erzogen. Das war nicht meine Schuld.

Frau George: Mein Gatte hat auch Sinn für Humor.

Hotchkiß: Der Kohlenhändler? — Ich meine der Schieferhändler.

Frau George (beifällig, verständnisinnig): Er würde an Ihren Reden Spaß haben. Er langweilt sich jetzt sehr, weil er keine abwechslungsreiche Gesellschaft und gar nicht 'n bißchen neuen Spaß hat.

Hotchkiß (reißt einen Stuhl herein, stellt ihn ihr gegenüber und setzt sich mit einem übertriebenen Bestreben, einstudiert frech zu sein, hinein): Und was hab ich von der ordinären Fröhlichkeit Ihres verdammten Gatten, bitte?

Frau George: Sie lieben mich?

Hotchkiß: Ich hasse Sie.

Frau George: Das ist dasselbe.

Hotchkiß: Dann bin ich verloren.

Frau George: Sie dürfen kommen und mich besuchen, wenn Sie versprechen, George zu amüsieren.

Hotchkiß: Ich werde ihn beleidigen, ihn verspotten, meine Stiefel an ihm abputzen.

Frau George: Das werden Sie nicht, mein lieber Junge. Sie werden ein vollendeter Gentleman sein.

Hotchkiß (geschlagen, — sich an ihre Barmherzigkeit wendend): Xenobia —

Frau George: Polly, bitte.

Hotchkiß: Frau Collins —

Frau George: Mein Herr?

Hotchkiß: Etwas, das stärker ist als meine Vernunft und mein gesunder Menschenverstand, hält meine Hände und reißt mich mit sich. Ich versuche nicht zu leugnen, daß dieses etwas mich schleppen kann, wohin Sie wollen, und aus mir machen kann, was Sie wollen. Aber lassen Sie mich wenigstens Ihre Seele kennen lernen, wie Sie die meine zu kennen scheinen. Lieben Sie diesen abgeschmackten Kohlenhändler?

Frau George: Nennen Sie ihn George.

Hotchkiß: Lieben Sie Georgy Porgy?

Frau George: Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe. Er ist mein Gatte, wissen Sie. Aber wenn mir Georges Gesundheit Sorgen machte und ich dächte, es bekäme ihm, so würde ich Sie, ohne mir dabei was zu denken, mit Zwiebeln ihm zum Frühstück braten. George und ich sind gute Freunde. George gehört mir. Andere Männer kommen und gehen; aber George bleibt für immer.

Hotchkiß: Ja: ein Gatte wird bald nichts anderes als eine Gewohnheit. Hören Sie: ich nehme an, daß dieser verabscheuungswerte Reiz, den Sie in meinen Augen haben, Liebe ist.

Frau George: Heutzutage heißt jedes Gefühl für eine Frau Liebe.

Hotchkiß: Lieben Sie mich?

Frau George (prompt): Meine Liebe ist kein so billiger Artikel, mein Junge. Ich würde nicht über die Straße gehen, um Sie nochmal zu sehen — jedenfalls noch nicht. Ich verschmachte nicht nach Liebe wie ein Rotkehlchen im Winter und wie die guten Damen, an die Sie gewöhnt sind. Sie müssen sehr klug sein und sehr gut und sehr echt, wenn Sie mich interessieren wollen. Wenn George an Ihnen Gefallen findet und Sie ihn wirklich amüsieren, werde ich so eben noch dulden, daß Sie gelegentlich kommen und gehen — sagen wir einen Monat lang. Wenn Sie mich in dieser Zeit zur Freundin gewinnen können, desto besser für Sie. Wenn Sie aber auch nur einen Augenblick lang mein armes, vergehendes Herz zu rühren vermögen, werde ich Sie segnen und nie vergessen. Sie können es versuchen — wenn George sich an Sie gewöhnt.

Hotchkiß: Kann ich probeweis einen Monat kommen?

Frau George: Unter der Bedingung, daß Sie Frau Reginald fallen lassen.

Hotchkiß: Aber sie wird mich nicht fallen lassen. Glauben Sie, daß ich sie jemals heiraten wollte? Ich war ein heimatloser Junggeselle; und fühlte mich in ihrem Hause als ihr Freund ganz glücklich. Leo war ein amüsanter kleiner Teufel; aber ich hatte Reginald viel lieber als sie. Sie verstand das nicht. Eines Tages kam sie und sagte, das Unvermeidliche sei eingetreten. Ich hatte Takt genug nicht zu fragen, was das Unvermeidliche sei; und erriet sofort,

daß sie Reginald gesagt hatte, ihre Ehe sei ein Irrtum gewesen, sie liebte mich und könne mein in leidendem Schweigen brechendes Herz nicht länger mit ansehen. Was konnte ich sagen? Was konnte ich tun? Was kann ich jetzt sagen? Was kann ich jetzt tun?

Frau George: Sagen Sie ihr, daß die Gewohnheit, sich in die Frauen anderer zu verlieben in Ihnen immer stärker werde, und daß ich Ihre letzte Liebe sei.

Hotchkiß: Was! Sie über Bord werfen, nachdem sie Reginald für mich über Bord geworfen hat!

Frau George (sich erhebend): Sie wollen also nicht? Gut. Ich bedaure, daß wir einander nie wieder begegnen: ich hätte Sie um Georges willen gern öfter gesehen. Leben Sie wohl. (Sie geht von ihm fort zum Kamin.)

Hotchkiß (flehend): Xenobia!

Frau George: Ich glaubte, eine schwerwiegende Eroberung gemacht zu haben. Nun sehe ich aber, daß Sie nur eines jener armseligen Geschöpfe sind, das jede Frau auflesen kann. Das ist nichts für mich, ich danke. (Unerbittlich wendet sie sich gegen den Turm, um zu gehen.)

Hotchkiß (ihr folgend): Seien Sie kein Esel, Polly.

Frau George (innehaltend): Das ist schon besser.

Hotchkiß: Ein Mann ist völlig hilflos in einer solchen Klemme. Retten Sie mich. Begreifen Sie denn nicht, daß ich Leo nicht über Bord werfen kann, gerade weil ich's nur zu gerne möchte. Es wäre unehrenhaft.

Frau George: Werden Sie glücklich sein, wenn Sie sie heiraten?

Hotchkiß: Nein, bei Gott, nein!

Frau George: Wird sie glücklich sein, wenn sie merkt, wie Sie sind?

Hotchkiß: Sie ist unfähig glücklich zu sein. Aber sie ist nicht unfähig, sich damit zu vergnügen, einen Mann gegen seinen Willen festzuhalten.

Frau George: Richtig, junger Mann. Sie werden ihr also sagen, daß Sie mich lieben: vor jedermann, sobald Sie sie wiedersehen, hören Sie.

Hotchkiß: Aber —

Frau George: Das sind meine Befehle, Sinjon. Ich kann nicht gestatten, daß Sie jemand anders heiraten, ehe George Ihrer müde ist.

Hotchkiß: Oh, wenn ich mich nur nicht so selbstsüchtig sehnte, Ihnen zu gehorchen!

Der General kommt durch den Garten herein. Frau George geht ihm halbwegs zur Gartentür entgegen, um ihn zu sprechen. Hotchkiß stellte sich an den Kamin.

Frau George: Wo sind Sie die ganze Zeit gewesen?

Der General: Ich fürchte, unsere Unterhaltung hat meine Nerven etwas überreizt. Da ging ich denn in den Garten und rauchte. Jetzt geht es mir wieder ganz gut. (Er schlendert gegen die Tür des Arbeitszimmers zu und setzt sich sogleich in einen Stuhl am Ende des großen Tisches.)

Frau George: Geraucht! Sie sagten doch, sie könnte das nicht vertragen.

Der General: Großer Gott: Das habe ich vergessen! Rauchen ist aber so was Natürliches.

Lesbia kommt durch den Turm herein.

Frau George: Er hat wieder geraucht.

Lesbia: Das sagt mir meine Nase. (Sie geht an das Ende des Tisches, in die Nähe des Kamins und setztsich.)

Der General: Lesbia: Es tut mir sehr leid. Aber wenn ich's aufgäbe, würd' ich so melancholisch und reizbar, daß Sie die erste wären, mich zu beschwören, wieder damit anzufangen.

Frau George: Das ist wahr. Die Frauen treiben ihren Gatten zu allen Arten von Schlechtigkeiten, um sie in guter Laune zu erhalten. Sinjon, fort mit Ihnen: das geht Sie nichts an.

Lesbia: Bitte lassen Sie sich nicht stören, Sinjon. Boxer hat sein gebrochenes Herz lange genug zur Schau getragen, als daß er Diskretion beanspruchen könnte.

Der General: Sie sind grausam, Lesbia — teuflisch grausam. (Er setzt sich verletzt nieder.)

Lesbia: Sie sind gewöhnlich, Boxer.

Hotchkiß: Wieso? Ich frage als Experte in Gewöhnlichkeit.

Lesbia: Auf zweierlei Art. Erstens spricht er, als ob das einzige Ding von Wichtigkeit im Leben die Frau wäre, die er heiraten will. Zweitens hat er keine Selbstbeherrschung.

Der General: Die Frauen sind mir nicht gleichgültig, Lesbia.

Frau George: Bitte warum auch nicht? Die Frauen sind alle verschieden: die Männer sind immer dieselben. Uebrigens, was versteht Fräulein Grantham von Männern oder Frauen? Sie hat zu viel Selbstbeherrschung.

Lesbia (ihre Augen aufreißend und ihr Kinn hochmütig erhebend): Und bitte, wieso hindert mich das, ebensoviel von Männern und Frauen zu verstehen, wie Leute, die keine Selbstbeherrschung haben?

Frau George: Weil das die Leute so erschreckt, daß sie sich Ihnen gegenüber nicht gehn zu lassen wagen, wie können Sie dann

wissen, wie sie wirklich sind? Sehen Sie mich an! Ich bin ein verzogenes Kind gewesen. Meine Geschwister wurden gut erzogen, wie alle Kinder von achtbaren Schankwirten. Und so würd' auch ich erzogen worden sein, wenn ich nicht die Jüngste gewesen wäre — zehn Jahre jünger als mein jüngster Bruder, meine Eltern waren damals zu müde, ihre Pflicht an ihren Kindern zu tun; und verzogen mich so viel sie nur konnten. Ich hab niemals gelernt, was es heißt, wenn man Geld oder irgend was braucht, was man für Geld kaufen kann. Wenn ich meinen Willen durchsetzen wollte, brauchte ich nur zu schreien, bis ich das Gewünschte erhielt. Wenn ich mich langweilte, habe ich mich nie beherrscht; ich kratzte und schimpfte. Haben Sie als erwachsener Mensch jemals eine erwachsene Frau bei den Haaren gezerrt? Jemals einen erwachsenen Mann gebissen? Haben Sie schon einmal Mann und Frau jedes Schimpfwort angehängt, das Ihnen nur auf die Zunge kam? —

Lesbia (vor Ekel schauernd): Nein —

Frau George: Na, ich hab's getan. Ich weiß, was eine Frau ist, wenn man sie an den Haaren zieht, ich weiß, was ein Mann ist, menn man ihn beißt. Ich weiß, was Mann und Frau sind, wenn man ihnen sagt, was man wirklich von ihnen denkt. Und daher kommt es, daß ich von der Welt mehr weiß, als Sie.

Lesbia: Der Chinese weiß, wie ein Mensch aussieht, wenn er in tausend Stücke geschnitten oder in Oel gebraten ist. Diese Art von Wissen hat für mich keinen Zweck. Ich fürchte, wir werden uns nie verstehen, Frau George. Ich lebe immer in Fechterstellung, bin immer auf dem qui vive? Ich mag gern Menschen gegenübergestellt werden, die immer auf dem qui vive sind. Ich hasse nachlässige Menschen, liederliche Menschen, Menschen, die nicht aufrecht sitzen können, sentimentale Menschen.

Frau George: Oh, lassen Sie Ihre Großmutter! Wenn Sie Ihre Stellung in der Welt behaupten lernen wollen, dürfen Sie nicht in Fechterstellung stehen, sondern Sie müssen angreifen und sich harthämmern lassen.

Lesbia: Ich bin kein Preisfechter, Frau Collins. Wenn ich eine Sache nicht haben kann, ohne würdelos darum kämpfen zu müssen, behelfe ich mich ohne sie.

Frau George: Na, ich glaube, die Welt besteht aus allen möglichen Arten von Menschen; aber wenn wir alle so klug wie Sie wären, und uns immer ohne alles behelfen könnten, wär nicht viel da, wofür man kämpfen möchte?

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse steht zwischen zwei Feuern —, den Steuervorschlägen der Agrarier und den Wochenberichten unserer Großbanken! Jene Vorschläge sind so verstiegen, daß an ihre totale Erfüllung Vernunft und Praxis noch immer nicht glauben wollen. Es würde sich denn auch die Spekulation hiervon wenig beeinflussen lassen, falls nur unsere Kapitalisten ruhiger blieben. Diese aber verkauften anhaltend ihre Konsols und Reichsanleihe, so daß die Seehandlung gar nicht genug von ihnen aufnehmen konnte. Damit wuchs ihr die so wichtige Aufgabe: die Kurse der betreffenden Fonds zu halten, einigermaßen über den Kopf, und so erlebten wir schon am 3. Juni ein Zurückgehen um 0,20 Proz. unter den Emissionskurs. Falls daher nicht vieles trügt, ist es mit dem reichlichen Geld, dem täglichen oder per ultimo, bald zu Ende, da die Hauptquelle, eben die Seehandlung, in dieser Beziehung immer spärlicher fließen muß. Das wiegt doch schwerer, als die Festigkeit des Reichsbankpräsidenten, der den Diskont u. a. nicht herabsetzen mag, weil sich sonst das Publikum von der Hausse noch weiter hinreißen lasse. Was die Wochenberichte unserer Großbanken betrifft, so fahren die Direktoren, resp. deren Lieblingsdisponenten für die Börse fort, recht pessimistisch zu schreiben. Natürlich über Montanaktien, in denen die Spekulation bekanntlich am eigensinnigsten Meinungskäufer bleiben möchte! Dieselben Banken, welche da unversehens mit niedrigen Dividendenschätzungen überrascht hatten, glauben noch nicht genug getan zu haben, — gestehen ihren Irrtum offen ein, indem sie mit noch niedrigeren Taxationen kommen. Auf diese Weise könnten Laura angeblich sogar nur 4% geben, Harpener nur $7^1/_2$ Proz. usw. usw. Man vergißt aber doch, daß die betreffenden Banken damit jene Dividenden förmlich diktieren. Denn unter einer so schlechten Konjunktur werden sich unsere Hütten und Zechen schwerlich zu größeren Ausschüttungen versteigen, sobald die öffentliche Meinung an geringe Prozente schon gewöhnt worden ist. Im Grunde wird aber dies alles unserer guten Tendenz nichts anhaben. Es brauchten nur die neuen Steuervorschläge ein etwas normaleres Gesicht zu bekommen und die Börse würde sich weder durch teuereres Geld, noch durch abermalige Belastungen von ihrer einmal vorhandenen Kauflust abbringen lassen. Einstweilen fröhnt sie dieser Lust in London und Paris, wo es ja Minenwerte genug zu handeln gibt.

* * *

Wer wird schwarzer Peter? Nämlich bei dem gegenwärtigen Spiel und dem Schwindel in Minenaktien! Es ist da natürlich nur an den Boom in London und Paris zu denken, und nicht etwa an den 1100 Prozent-Kurs der Aktien der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Denn diese Aktien kann man doch nur „tropfenweise" haben, so daß das Delphische Orakel in Gestalt einer offiziellen Erklärung des Gesellschaftsvorstandes eigentlich als ganz überflüssig galt. Man klagt bei uns stets über den Mangel an geeigneten Diplomaten, dagegen in unseren guten Geschäftskreisen scheinen solche hinreichend vorhanden zu sein. Ganz anders an den Westplätzen, wo für die tolle Kauflust in allen möglichen Goldshares auch zugleich das genügende Material herauskommt. Die Hausse begann unter jenen durchaus soliden Voraussetzungen, die hier schon vor Monaten dargelegt wurden, bis die Spekulation, nach langem Faulenzen, ihre mächtigen Arme ausstreckte, um fast den ganzen Kaffirmarkt in ihre stürmischen Umarmungen zu ziehen. Auf solche Weise sind viele Goldshares, die noch vor Monaten 4 oder 6 sh. standen, auf ebenso viele Pfund hinaufgeschnellt. Bei Randmines (Nominalbetrag: 5 Schilling) hat man in einer Woche eine Steigerung von 9 auf 10 Pfd. erlebt, das sind nicht mehr und nicht weniger als 3600 Proz. Auch sind eine ganze Reihe amalgamierter Unternehmen im Kurse hinaufgetrieben worden, trotzdem sich der Verdacht keineswegs immer abweisen läßt, daß die beteiligten Finanzleute die guten Claims herausgenommen und mit ihnen wieder Sondergesellschaften gebildet haben. Der Wahnwitz der neuen Hausse, wie sie seit 1895 nicht mehr möglich gewesen ist, liegt so auf der Hand, daß man dafür die ersten Minenhäuser gewiß nicht verantwortlich

machen kann. Indessen verkaufen diese bei einer ihnen so willkommenen Strömung alle ihre noch so eingerosteten Bestände an Transvaalwerten und weder in dem Meeting von Albu, noch aus dem Jahresbericht der Görzgesellschaft war jetzt irgend eine Warnung vor jenen fürchterlichen Uebertreibungen zu vernehmen. Nun ist Wernher, Beit: die bedeutendste dieser jetzt verkaufenden Firmen, englisch, dagegen die Görzgesellschaft ein deutsches Aktienunternehmen. Es muß daher schon die Frage erlaubt sein, wie sich z. B. die Deutsche Bank nunmehr zu Empfehlungen von Görzwerten stellt, oder die Dresdner Bank zu Empfehlungen von Shares der General Mining. Als Tatsache stellt sich heraus, daß sobald unser Publikum in den Wechselstuben nach Goldshares fragt, man ihnen auch zu den merkwürdigsten Papieren rät, merkwürdig besonders durch deren überhohe Kurse. Jedenfalls ist unser Besitz auf diesem immer abenteuerlicheren Gebiete seit Wochen größer und größer geworden, obzwar die Engländer und Franzosen hier natürlich noch als ganz andere Spieler auftreten. Bei uns wären auch keine Abschlüsse wie in der Stock Exchange möglich, wo einzelne Shares im Kurszettel den Vermerk sp. s. tragen; special settlement, weil ihre Abrechnung erst nach Monaten, sogar per Sept. angeordnet wird. Indessen hat Paris, wo der Reichtum von ganz Frankreich zusammenfließt, die eigentliche Hauptbewegung in die Hand genommen. Dort sind nämlich ganz neue Käuferschichten aufgetreten, welche die Erfahrungen von vor 14 Jahren nicht mitgemacht hatten und denen daher kein Kurs hoch genug zu sein scheint. Die Londoner Minenhäuser verkaufen ihnen auch wahrscheinlich weit mehr, als an Beständen vorhanden ist, damit sie im Falle eines Rückschlages, desto leichter mit ihren Interventionskäufen herbeieilen können. Einstweilen reportieren allerdings diese Häuser auch für die gewaltigsten Beträge, sobald ihnen die Makler mit derartigen Liquidationsanliegen nahen. Eines Tages aber, sobald die Großen den Kleinen nicht mehr trauen, werden sie erklären: wir nehmen nicht mehr herein, sondern wir liefern! Und dann, nachdem die Schiebungssätze von sechs auch auf neun Prozent gesprungen sind, stürzt das Kartengebäude wieder einmal zusammen. In welcher Spekulationskraft Paris aber heute noch erstrahlt, ersieht man aus der Einführung der Aktien des amerikanischen Steel-Trust. Der allezeit ehrenwerte Herr Morgan ist so gütig, den Franzosen 250 000 St. zum Kurs von 63 zur Verfügung zu stellen, deren Dividende erst 2 Proz. betrug und deren Kurs noch vor 2 Jahren auf 25 Proz. gesunken war. Es gibt 550 Millionen Dollars gewöhnliche und 350 Millionen Vorzugsaktien von diesem total überkapitalisierten Trust, und die Hälfte der gewöhnlichen Aktien glauben Morgan und Genossen in der Kulisse handeln zu können. Also mit afrikanischen Werten allein kommt das hohe Spiel an der Seine noch nicht aus, man kann auch noch amerikanische vertragen. Und erst mit welchem Regisseur gerade hinter dieser Bühne!

* * *

Das Bürgertum soll den Mut nicht verlieren, denn seine Erbfeinde, wie man sie wohl nennen darf, werden auch noch mit der Hälfte ihrer neuen Steuerforderungen zufrieden sein. Jedenfalls kommen diesmal die verschiedensten Erwerbsgebiete bei uns nicht unbelastet davon. So muß man sich wohl oder übel auf eine Dividendenabgabe gefaßt machen, die vielleicht das Gute mit sich führt, daß die Aktionäre anfangen, ihre Interessen geschlossener zu vertreten — gegenüber ihren Aufsichtsräten, die nur in den seltensten Fällen bisher geneigt sind, dasjenige alljährlich auszuschütten, was auch nach den vorsichtigsten Rückstellungen bar verdient wurde. In dieser Beziehung die Macht jener leitenden Herren auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen, erscheint jetzt immer notwendiger, da es schließlich dabei um ungezählte Millionen geht. Was die Kotierungssteuer betrifft, so hat kürzlich Herr Kopetzky in Berlin über den großen Wert der fremden Renten für Deutschland alles Wichtige gesagt. Hier sei nur noch hinzugefügt, daß wir von Oesterreich-Ungarn schon aus politischen Rücksichten nicht gut eine solche Steuer verlangen dürften, während z. B. Italien überhaupt ganz froh sein wird, seine Anlagefonds für sich allein behalten zu können. Kommt noch hinzu, daß der deutsche Markt überhaupt nur ein Durchgangsstadium für internationale Kapitalswerte darstellt, die endgültig doch fast stets Frankreich abnimmt. Nur an diesem letzteren Markt haben daher viele bedeutende Staaten ein dauerndes Interesse und auch Kotierungsinteresse. — Bei dem von den Agrariern geforderten Kohlenzoll darf schon daran erinnert werden, daß man sich hüten soll, anderen Ländern als Vorbild zu dienen, wie sie auf wichtige

Rohstoffe ohne weiteres einen Ausfuhrzoll legen. Sollte etwa Spanien oder Schweden seine Eisenerze mit derartigen hohen Taxen belasten, die doch nur die Abnehmer zu tragen haben, so würde durch unsere gesamte Eisenindustrie ein Schrecken gehen. Im übrigen ist unsere Regierung gegen jenes Steuerbukett wahrscheinlich nur, weil sie dasselbe für später selbst vorgesehen hat. Denn über die unermeßlichen Unkosten, in die uns unsere Rüstungen zu Wasser und zu Lande auf viele Jahre hinaus stürzen, geben sich die preußischen Behörden keinerlei Illusionen hin; freilich in aller Stille.

Gegen die Schäden der Arbeitslosigkeit.

Von Hans Ostwald.

Eins der bedenklichsten und schwierigsten Probleme unseres modernen wirtschaftlichen Lebens ist zweifellos die Arbeitslosigkeit großer Massen. Die Eigenartigkeit unseres modernen industriellen Betriebes bedingt eine große Reservearmee von Arbeitskräften. Selbst in den Zeiten der besten Konjunktur sind große Mengen von mehr oder weniger tüchtigen und leistungsfähigen Arbeitskräften ohne Beschäftigung, ohne Verdienst und damit ohne Existenzmittel. Entweder liegen sie den verschiedenen Arbeiterorganisationen, allerlei Hilfsinstituten, den Gemeinden, ihren Verwandten, oder der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last. Zu ihrer Unterhaltung müssen die Wohlhabenden und auch alle andern Kreise eine unverhältnismäßig hohe Steuer ausgeben. In Zeiten allgemeinerer Arbeitslosigkeit, wie wir sie jetzt durchmachen müssen, steigert sich diese Steuer bis zu einer sehr beträchtlichen Summe. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß diese Arbeitslosensteuer ziemlich sich unserer Einkommensteuer nähert. Nach genauer Kalkulation der vielen kleinen Beträge, die ich selbst jährlich zur Unterstützung Arbeitsloser ausgebe, habe ich ein Recht, zu dieser Annahme zu kommen.

Wäre es nun nicht wirtschaftlicher, vernünftiger, und unseren modernen Empfindungen entsprechender, wenn wir versuchten, diese Steuer in verständigerer Weise abzulösen?

Nun sind ja bereits viele Mittel zur Milderung und Beseitigung der Arbeitslosigkeit vorgeschlagen und auch probiert worden. Die Arbeiter-Kolonien, die Wanderer-Arbeitsstätten, die Verpflegungs-Stationen, die Asyle und manches andere ähnlicher Art erfüllt ja seinen Zweck. Aber es hilft immer nur kleinen Kreisen und gewissen Gruppen der Arbeitslosen. In den Arbeiter-Kolonien finden vor allem die nicht mehr leistungsfähigen krüppelhaften Invaliden unserer modernen Arbeit ihre Zuflucht. Die Wanderer-Arbeitsstätten nutzen ja wohl auch einer größeren Anzahl; aber sie haben den großen Fehler, daß die Arbeit, die von freien Arbeitern geleistet werden kann (nämlich Holz zerkleinern, Steine klopfen usw.), als Hilfstätigkeit vergeben wird. Die Asyle aber bieten ja nichts weiter als ein notdürftiges Obdach. Das alles sind durchaus unzureichende Mittel. Nun versuchen es viele Gemeinden mit einer Arbeitslosen-Versicherung. Auch geben viele Gewerkschaften ihren arbeitslosen Angehörigen eine Unterstützung. Hier werden große Mittel ausgegeben, ohne daß die geringste Gegenleistung dafür gefordert wird. Das ist durchaus unvolkswirtschaftlich gehandelt. So sehr nun auch eine Arbeitslosen-Versicherung zu wünschen wäre, so muß man doch sagen, daß sie den Fehler hätte, große Kräfte unseres Volkes zwar zu unterhalten, aber nicht fruchtbar zu machen. Sie würde wohl eine moderne Ablösung und geschickte Organisierung der willkürlichen Arbeitslosen-Steuer bedeuten, aber man sollte sich doch umsehen nach einem Mittel, das vernünftiger, wirksamer, volkswirtschaftlicher und gerechter ist. Denn der moderne Arbeiter will keine Leistung umsonst haben.

Nun liegen im ganzen Deutschen Reich tausende von kleineren und größeren Landstrecken unfruchtbar und ungenutzt da und wir sollten es uns reiflich überlegen, ob wir eine allgemeine Aenderung der Arbeitslosigkeit nicht durch Urbarmachen dieser Stellen erzielen können. Das große Barackenmaterial, daß jetzt zu Krieegszwecken ungenutzt aufgestapelt liegt, sollte auf diesen Stellen aufgebaut werden, damit die Arbeitslosen dort ein festes Unterkommen finden. Sie können dann je nach ihrer Leistungsfähigkeit aus Moor- und Heideboden Wiesen, Acker- und Obstland machen; sie sollen so

bezahlt werden, daß sie mit ihrer Familie über die verdienstlose Zeit hinaus kommen können und sollen auch im Barackenlager eine ausreichende, billige und gesunde Ernährung in Kantinen finden.

Nach all den Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete reichlich gesammelt habe, würden große Massen von Arbeitslosen gern in solchen „Kultur-Arbeitsstätten“ sich ihren Unterhalt verschaffen. Diese Arbeitsstätten müssen nur richtig organisiert und im modernen Sinne geleitet werden. Jede Mark, auf solcher Stelle verwendet, würde vielfachen Segen tragen. Vor allem würde das bisher wertlose Land zu einem Kulturland werden und den Wert unseres Nationalvermögens erheblich steigern. In Zeiten größerer Beschäftigungsmöglichkeit in unserer Industrie könnten diese Stätten auch den tausenden von luft- und lichtbedürftigen Arbeiterfamilien der Großstädte und Industriebezirke als Erholungsort dienen. Die Arbeitslosen fänden draußen gesunde Tätigkeit und ehrlichen Verdienst. Die Gewerkschaften würden von der erdrückenden Masse der zu Unterstützenden erlöst. Die Arbeiter selbst hätten nicht mehr unter den Lohndrückern zu leiden, die Bürger würden von dem lästigen Bettel befreit und würden gewiß gern die „Arbeitslosen-Steuer“ den Kultur-Arbeitsstätten zugute kommen lassen. Hier kommt es schließlich nur auf eine geschickte Organisation an, die Behörden, Gewerkschaften und Wohltätigkeitsvereine zusammen zu leisten hätten. Alle würden dann die quälende Sorge um die Unterhaltung der Arbeitslosen los. Vor allem aber würde die Industrie ihre notwendige Reservearmee frisch und leistungsfähig erhalten, sie würde nicht durch das zermürbende Leben in Pennen, Asylen, auf der Landstraße und in allerlei Schlupfwinkel, sowie durch allgemeine Unterernährung minderwertig werden. Mancher von den in solchen Kultur-Arbeitsstätten tätig gewesenen Arbeitern würde gewiß wieder Freude an der Landarbeit gewinnen und in einen landwirtschaftlichen Betrieb zurückkehren, so daß selbst die enragiertesten Landwirtsbündler für diese Idee eintreten können. Der Reichstagsabgeordnete von Kaphengst, von dem die Grundidee der „Kultur-Arbeitsstätten“ stammt, hat jedenfalls schon seit Jahren Industriearbeiter mit Erfolg auf seinem Gut angesetzt.

Da die jetzige Arbeitslosigkeit immer größer werden wird, und wir bei der modernen Wirtschaftsweise stets mit arbeitslosen Massen zu rechnen haben, sollten wir diesen wirklich fruchtbaren Gedanken, der wohl noch ausbauungsfähig ist und auch eine gründliche Organisation des Arbeitsnachweises ermöglicht, ernsthaft überlegen und propagieren. Alle Bevölkerungsschichten haben ein großes Interesse daran.

Die Nationalbühne.

Von Eberhard Buchner.

Paul Schulze-Berghof hat bei Fritz Eckardt (Leipzig) ein umfangreiches Buch „Die Kulturmission unserer Dichtkunst (Studien zur Aesthetik und Literatur der Gegenwart)“ erscheinen lassen. Wer es liest, wird Gelegenheit haben, dem Verfasser einige Male ein Bravo zuzurufen. Viel öfter wird er aber die Lust verspüren, gegen ihn anzugehen. Nur ist das nicht so leicht. Denn der redet auf ihn ein mit soviel Ueberredsamkeit und Geschwätzigkeit, daß dem anderen die Puste ausgeht, noch ehe er mit seinem Gegenvortrag begonnen hat. Das letzte Kapitel, das Schulze-Berghof wohl selbst für das wichtigste und aktuellste hält und daher auch noch in einem Sonderabdruck verbreitet, betitelt sich: „Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagssache“. Da steht nun wieder das Wort, das nicht totzukriegen ist, das noch niemals Fleisch und Blut angenommen hat, noch nie etwas anderes als ein Phantom idealistischer Sehnsucht gewesen ist und das doch so anmaßend und herausfordernd auftritt, als hätte es längst seine Kraft und Lebensfähigkeit über allen Zweifel hinweg glänzend bewiesen. Nationalbühne! Und man man möchte das Wort dennoch mit so behutsamen Händen anfassen, wie man nur das anfaßt, was man liebt. Denn es ist eben doch unser deutscher Idealismus, aus dem heraus es geboren ist, es zeigt eben doch, daß tief im Herzen der einzelnen und vielleicht — vielleicht auch der Masse Wünsche und Bedürfnisse schlummern, die so weit von Kleinigkeit und praktischem Eigennutz entfernt sind, daß sie, ihrer selbst

sicher und froh, die Wirklichkeit übersehen und vergessen.

Das schließt nicht aus, daß dann einzelne Sprecher kommen, die dem Nationalbühnen-Gedanken etwas positivere Form zu verleihen und ihn dem Leben, das uns umgibt, mit mehr oder weniger Glück anzupassen suchen.

Paul Schulze-Berghofs Ausführungen setzen bei Bartels ein, der das Weimarische Hoftheater zur Nationalbühne für die deutsche Jugend machen möchte. Und er bringt dabei, obschon er in manchen Bemerkungen kein allzu großes Verständnis für die Kindes-Psyche verrät, einen Vorschlag, der sich wohl hören lassen kann. Den Begriff der Nationalbühne läßt er für diese Jugendvorstellungen fallen. Und ebenso will er nichts davon wissen, daß ganz Deutschlands Jugend sich zu diesen Spielen in Weimar versammeln soll. Jeder Gau soll vielmehr seine eigenen Mustervorstellungen veranstalten. Damit wäre viel Geld gespart, und jedenfalls ein beträchtlicher Teil der Einwände, die gegen den Barteisschen Plan erhoben werden können, aus dem Felde geschlagen.

Nun geht aber Schulze-Berghof weiter. Das alles lag für ihn abseits von der Frage der Nationalbühne. Auf die Nationalbühne selbst aber will er nicht Verzicht leisten. Nicht in Weimar soll sie erstehen, sondern in Berlin. Und nicht für die Jugend soll sie spielen, sondern für das große deutsche Volk. Wie sieht diese Nationalbühne nun aus? Auf langen Seiten sucht Schulze-Berghof den Leser darüber zu informieren. Sie wird zunächst einmal einen „pathetischen Zeitstil" schaffen; wird unbekannte Talente entdecken; wird nicht von der Willkür eines einzelnen, sondern von einer ganzen großen Jury von Künstlern, Dichtern und Literarhistorikern geleitet und bedient werden. Sie wird große Serienfestspiele veranstalten, wird mit allen Schäden des heutigen Theaterbetriebes im Handumdrehen aufräumen. Kurz, sie wird die „tragende Mittelsäule des Berliner Theaterlebens" werden. So steht's auf dem Papier. Aber wer die Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt, wird darüber lächeln müssen. Als ob wir nicht Theaterleiter genug hätten, die mit bestem Willen und Wissen an die Arbeit gegangen sind; als ob Reinhardt nicht ehrlich versuchte, unsere Schauspielkunst aus dem naturalistischen Bühnenstil herauszuführen; und als ob Brahm durch seinen konsequenten Ibsen-Kult nicht ostentativ genug für ernsthafte und großzügige Kunst eingetreten wäre. Was würde die Nationalbühne hier in Berlin anderes tun können, als mit unseren ersten Theatern Seite an Seite in ernsten Bemühungen für unsere Ideale zu kämpfen? Ich sehe das Bestehende gewiß nicht in zu rosigem Licht und verkenne nicht die vielen Schäden, an denen namentlich unser Berliner Theaterleben krankt. Aber was will die Nationalbühne dagegen ausrichten? Sie wird um so weniger zu diesem Kampf berufen sein, als sie sich doch unmöglich dazu hergeben kann, als Versuchsbühne zu dienen. Auch das kleinste Vorstadttheater wird eher dazu geeignet sein, Experimente zu machen; und darüber wollen wir uns nicht täuschen, jeder neue Mann auf dem Theater, sofern er wirklich Eigenes zu sagen hat, bedeutet ein Experiment. Ihr Name wird der Nationalbühne auf dem Nacken sitzen, und er wird sich, das liegt in der Natur der Sache, vielleicht als ein schwereres Hemmnis erweisen, sobald es gilt voran zu gehen, Neuland zu gewinnen, als Name und Würde bei so manchem Hoftheater. Das Spezialistentum möchte Schulze-Berghofs Nationalbühne beseitigen, aber es steht zu befürchten, daß sie nur einen neuen Typ des Spezialistentums einführen wird. Es wäre hier davon zu reden, wie wenig an sich das nationale Moment mit der Kunst zu tun hat und zu welcher Verwirrung und Einseitigkeit die Zusammenschweißung beider führen muß.

Und schließlich . . . . wie bei allem Menschenwerk, so gibt es auch beim Theater nur eines, was entscheidet: die Persönlichkeit! Ein Programm besagt nichts oder so gut wie nichts. Schulze-Berghofs Nationalbühne mit einem hervorragenden Theatermann an der Spitze, kann natürlich auch Hervorragendes leisten. Warum nicht? In manchen Punkten vielleicht auch mehr als ein Privattheater, weil ihr die Unabhängigkeit von der Kasse zugesichert ist. Aber die Persönlichkeit wird ja gerade durch Schulze-Berghof nach Möglichkeit in Schach gehalten. Ein Komitee, eine Jury . . . das ist der Tod eines jeden

persönlichen und damit auch eines jeden erfolgreichen Wirkens. Die Autokratie in Bayreuth zeigt am besten, in welcher Weise solch ein Festspielhaus geleitet werden muß.

Ja Bayreuth, da sind wir bei dem Vergleich, der nicht umgangen werden kann. Bayreuth hatte eine feste Mission. Und auf dieser Mission fußt seine Existenz und sein Ruhm. Wir sind Zeugen gewesen, wie glänzend es sie erfüllt hat, denn sie ist heute erfüllt, und die Geschichte von Bayreuth ist über ihren Höhepunkt heute hinaus. Die Nationalbühne aber tritt ohne eigentliche Mission ins Leben. (Es müßte denn sein, daß sie sich in ihrem Programm eine ganz andere Beschränkung auferlegte als Schulze-Berghof es will, daß sie etwa den Ehrgeiz hätte, die klassische Bühne unserer Klassiker zu werden.) Wie wird ihr Publikum aussehen? Der Berliner wird sich gewiß oft und gern darin zu Gaste laden. Er geht heute ins Residenztheater, morgen in die Kammerspiele und übermorgen in die Nationalbühne. Gewiß. Und er wird das eine mit dem andern vergleichen, und er wird dabei ganz vergessen, daß das Wort Nationalbühne nicht nur ein Name sein, sondern auch etwas bedeuten will. Die Fremden, auf die Schulze-Berghof so zuversichtlich rechnet, von deren „unterdrückter Sehnsucht", von deren „versteckten Wünschen" er in seinem Optimismus so schön zu reden weiß, ich glaube kaum, daß sie einen Zyklus von sechs Abenden in der Nationalbühne besuchen werden, und würde es ihnen auch durchaus nicht verdenken, wenn sie sich einen der Abende lieber zu einem Gang durch die Friedrichstadt oder zu einem Besuch im Eispalast oder einem Souper bei Kempinsky reservieren würden. Berlin ist eine schöne Stadt, und es gibt da allerlei zu sehen und zu erleben. Man kann ein sehr großer Idealist sein und sich dabei doch für hundert andere Dinge hier ebensogut und vielleicht noch mehr begeistern, als für die Nationalbühne. Dieses Berliner Milieu ist denn doch nicht geeignet, als Rahmen für derartige Festspiele zu dienen. Soll eine Nationalbühne gegründet werden, dann schafft lieber ein zweites Bayreuth, dem das Festspielhaus dann Seele sein wird. Stellt es hin wie eine Wallfahrtskirche, in deren Bannkreis nur der sich trauen soll, der tiefes Verlangen hat nach den Offenbarungen und Segnungen, die sie ihm bieten kann.

Ich habe das Gefühl, daß man noch etwas zu dem Thema sagen müßte. Man müßte untersuchen, wie weit das Theater überhaupt heute noch die Ausdrucksform für unser tiefstes Wollen und Sein abgeben kann. Da steigen mir denn allerhand skeptische Gedanken auf. Und ich glaube, daß ich Schulze-Berghofs Enthusiasmus auch dann nicht teilen könnte, wenn ich von der Durchführbarkeit seiner Ideen überzeugt wäre.

Intellektualismus.*)

Von Dr. Karl Wilker.

Hegel und Herbart stehen sich gegenüber, der Begründer des Intellektualismus dem Schöpfer des auf Ethik und Psychologie gegründeten erziehenden Unterrichts. Der erste muß weichen. Langsam, ganz langsam setzen die Herbartianer ihre (im Laufe des Jahrhunderts natürlich geklärten und gesichteten) Ideen durch. Zehn Jahre lang hat auch das preußische Lehrplansystem (von 1890 an) Front gemacht gegen den Intellektualismus, heute feiert er wieder Triumphe in ihm. Und nun ist der Kampf da: Kunsterziehung (das ist Phantasiebildung), Moralpädagogik (wie sie Fr. W. Foerster in seinen zahlreichen Abhandlungen entwickelt hat), Körperkultur (vom Ausland beeinflußt), vor allem aber der Individualismus rücken vor gegen den intellektualistischen Schulbetrieb, von dem selbst ein so vorsichtiger und sicherer Kritiker wie Budde sagen muß, er hat „die Entwicklung unserer höheren Schulen um ein Jahrhundert aufgehalten". Ist er es doch allein (oder hauptsächlich), der uns diese Ueberfülle von Maschinenmenschen liefert, die sich als Beamte allenfalls noch brauchbar erweisen, eigene Schöpferkräfte aber höchstens vom Hörensagen kennen. Deshalb: der Intellektualismus muß verbannt werden aus Schulen, die Persönlichkeiten entwickeln wollen.

Freilich bleibt noch eine Frage: wie? — Klar zu beantworten vermag

*) „Der Kampf gegen den Intellektualismus im Schulunterricht" von Professor G. Budde-Hannover (Leipzig 1909, Verlag Deutsche Zukunft).

auch Budde sie noch nicht, wohl aber entwickelt er (um beim Kampfbild zu bleiben) einen vorzüglichen Ueberblick über das Schlachtfeld und über die Heere und ihre Bewaffnung.

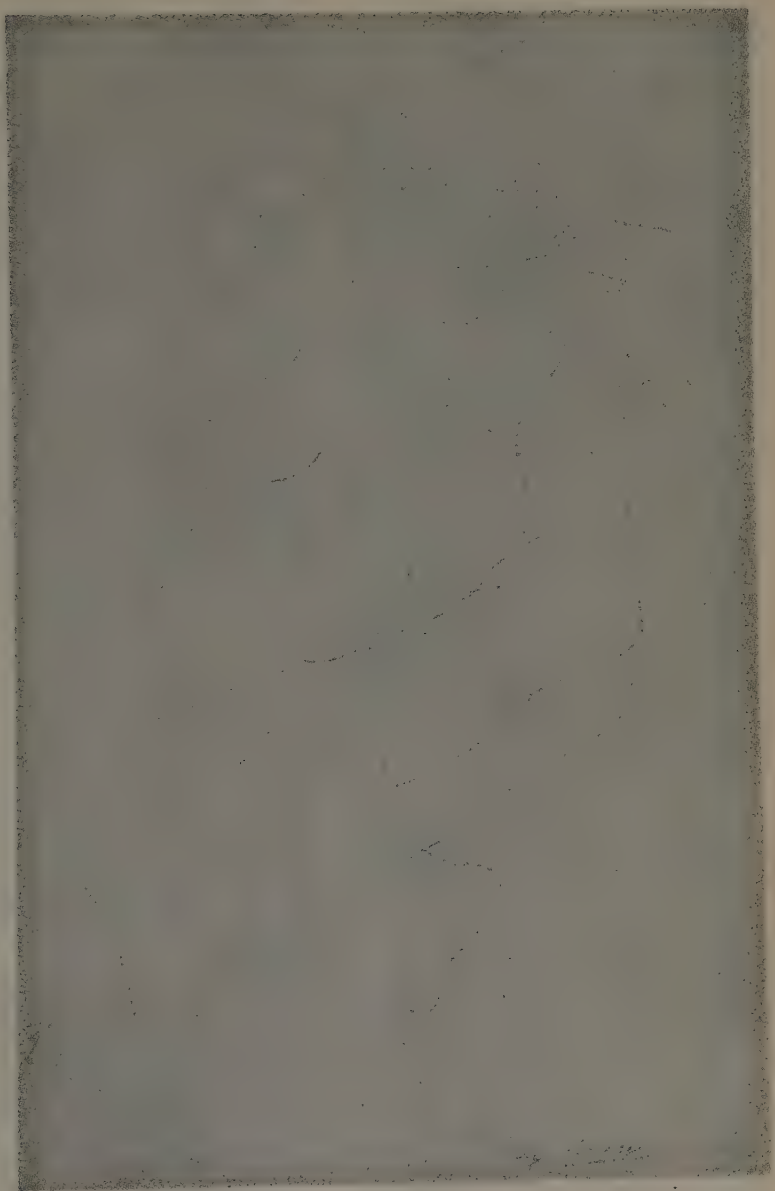
Rassen-Politik.

Von Otto Seidl (München).

Das sind schon immer die richtigen, welche die sprachfalschen Ausdrücke „Rasse-Politik", „Rasse-Frage", statt „Rassen-Politik", „Rassen-Frage" gebrauchen! Selbst Reineckes alldeutscher „Heimdall" kämpft gegen diesen undeutschen Sprachgebrauch seiner ostelbischen Freunde, und zwar für „Rassen-Hunde", gegen „Rasse-Hunde".

In seiner Schrift: „Deutsche Rassepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl" (J. F. Lehmann's Verlag, München) sucht Eberhard Meinhold die führenden Bevölkerungsschichten Nordostdeutschlands als möglichst reinblütige Germanen hinzustellen. Im Norden des Kolonialgebiets sei die slawische Blutmischung sehr gering, viel geringer, als im Königreich Sachsen und in Schlesien; dort sei die heutige Bevölkerung dementsprechend vorwiegend groß und blond, hier klein und dunkel. Aber damit läßt sich nichts beweisen. Wir wissen, daß der Typus der nördlichen Wenden dem der Germanen sehr ähnlich war („Deutsche Erde", Gotha 1908, S. 228), daß in den rein sorbischen Bezirken der Lausitz die Blonden und Blauäugigen stärker vertreten sind als westlich der Elbe. Der dunkle Typus ist nicht auf slawische Blutmischung zurückzuführen. „Die raßliche Scheidung" im Kolonialgebiet dürfte nicht so scharf gewesen sein, wie Meinhold möchte. Die Quitzows waren wendischer Abkunft. Die slawischen Fürstenhäuser von Mecklenburg, Pommern, Schlesien usw., welche Meinhold zu der „bitteren", aber sehr berechtigten Feststellung zwingen, „unser Fürstenstand habe sich international entwickelt", diese Fürstenhäuser hatten wohl viele Stammesgenossen in ihrem Gefolge, beteiligten sich allerdings wacker am deutschen Minnesang. Die vielen slawischen Namen des ostelbischen Adels weisen nicht von vornherein auf slawischen Ursprung hin, da dieser Adel die Namen seiner wendischen Lehengüter angenommen hat. Wir wollen also den Herrn Gans Edlen zu Putlitz als Germanen gelten lassen. Aber der durch die Schücking-Sache bekannt gewordene Regierungspräsident Dolega von Kozierowski dürfte mit seinem untrüglichen — „ski" doch wohl als germanisierter polnischer Protestant anzusprechen sein. Meinhold sagt, daß der Slawe nur an seinen Vorteil, nicht aber an das Gedeihen der Gesamtheit denke. Das erinnert mich an die Erbschaft-Steuer. Da müßten die ostelbischen Agrarier, welche diese gar nicht schlucken wollen, also doch wieder die reinsten Slawen sein! Weiterhin scheint mir die Zwischenbemerkung, der Gegensatz zwischen den süddeutschen und ostelbischen Sozialdemokraten sei eine Rassenfrage, viel Richtiges zu enthalten. Gegen das Ueberhandnehmen des politischen Einflusses der Polen im Westen Deutschlands müßten Mittel und Wege gefunden werden. Meinhold ist natürlich viel zu „national", zu arbeitgeberfreundlich, als daß er in den Ruhr-Polen an sich schon eine rassenhygienisch schädliche Lohndrückertruppe sähe, die man möglichst bald nach dem Osten zurückbefördern müßte!

Dafür, daß eine freiheitliche Ausgestaltung unserer politischen Einrichtungen zur Hebung staatsbürgerlicher Persönlichkeiten notwendig ist, hat Meinhold natürlich gar kein Verständnis. Auch dafür nicht, daß die sogenannte „Herrenrasse", wenn sie gesundheitlich entartet, hygienisch degeneriert ist, sich unbedingt aus gesundem Blut ergänzen, an ihm auffrischen muß, was durch Freiheitspolitik erleichtert und erstrebt wird. Der „hübscheste" Satz in dem wunderlichen, aber frisch und anregend geschriebenen Büchlein ist aber doch folgender: „Die friedliche Lösung der Polenfrage ist unerwünscht, da sie zur Rassemischung führt." Was versteht Meinhold wohl unter „friedlicher Lösung"? Friedliche Lösung wäre wohl die, daß die Deutschen Deutsche bleiben, die Polen Polen. „Gewaltsame Lösung" wäre die gewaltsame Eindeutschung der Polen, welche ich persönlich allerdings für unerwünscht und unmöglich halte. (Der sogenannte „Kulturkampf" hat wohl die Eindeutschung polnischer Pro-



RODIN ZEICHNUNG

testanten, noch mehr aber die Verpolung deutscher Katholiken gefördert.) Aber sehen wir einmal davon ab: Gerade die Eindeutschung der Polen würde eine verstärkte Rassen- und Blutmischung herbeiführen, und eine solche will ja Meinhold um jeden Preis verhindern! Meinhold tadelt die Minderheit im preußischen Landtage, welche die „Traditionen der Vorfahren nicht begriffen" habe. Diese „Traditionen der Vorfahren" bestehen nun in vollständiger Entrechtung des Slawentums, in Vertreibung, in seiner möglichsten Ausmordung, eine „Eroberungspolitik", welche Meinhold gegen „die verirrten Mißdeuter des Christentums" als durchaus gottgewollt und wahrhaft „christlich" verteidigt.

Das ist die Folgerung aus Meinholds Rassen-Politik, wenn seine Ausführungen nicht — wie viele Rassenschriften — ein stimmungsvoller, aber widerspruchsvoller Unsinn sein sollen. Die Rassenpolitik aber, die wir heute wirklich brauchen, vor allem notwendig haben, die ist weder slawisch noch deutsch, weder antisemitisch noch jüdisch, weder konservativ noch liberal; die heißt: Rassenhygiene, Förderung der Volks-Gesundheit!

Freundschaftskritik.

Von Hermann Kienzl.

Es kommt vor: Damon — solche unverdächtige Namen wählt Lessing — hat den neuen Roman noch nicht fertig, und schon sind die Rollen verteilt. Freund A. hat versprochen, ihn im Morgenjournal zu besprechen, Freund B. in der Allgemeinen Abendzeitung, Freund C. im Volksblatt. So gut geht es einem, wenn er „Freunde" hat! Damon hat viele Freunde. Damon ist selbst Kritiker. Und Damon hat einen rührigen Verleger. Der Verleger hat Haus-Autoren. Er ist für sie sozusagen der gesellschaftliche Mittelpunkt, der Vermittler, der Makler. Erscheint in diesem Verlag ein neues Buch, so mobilisiert der Verleger rechtzeitig seine Truppen. Er weiß genau, welcher von den Hausautoren zu diesem, welcher zu jenem einflußreichen Blatt gute Beziehungen hat. Und er steckt einem jeden sozusagen den Einquartierungszettel zu.

Es kommt vor. Es ist nicht allgemein, aber es kommt doch so oft vor, daß man von einem öffentlichen Uebel sprechen kann. Nicht wenige Bücher werden auf diese Weise dem noch immer ziemlich ahnungslosen Publikum empfohlen und aufgedrängt, und noch immer bleiben manche bessere Werte unbeachtet, weil sich ihrer weder Klique noch Sippe erbarmt. Der redlichste Sinn der Zeitungsredakteure ist nicht imstande, dieser Art Freundschaftskritik genügend vorzubeugen. Müßte der Redakteur eben der liebe Gottvater sein, der angeblich alles weiß, also auch, wie die Weberschifflein hin- und herlaufen. Und würde der Redakteur prinzipiell den Standpunkt einnehmen, überall dort, wo er die persönliche Bekanntschaft zwischen dem Kritiker und dem Autor oder dem Verleger kennt, die Kritik nicht anzunehmen, so wär's in den meisten Fällen ein persönliches Unrecht, eine Beleidigung; und um so undurchführbarer wäre das Prinzip, je umfassender der Redakteur von den bestehenden Beziehungen unterrichtet ist. Selbst eine so große Stadt wie Berlin ist eine literarische Kleinstadt, in der unter den Bürgern und Hospitanten vom Geiste bald ein jeder einen jeden kennt. Ueberdies sind weder die redlichen, noch die unredlichen Beziehungen an den Ort und an den häufigen persönlichen Verkehr gebunden. Und verlangt man etwa vom Kritiker, daß er als Einsiedler lebe, nur mit Leuten Umgang pflege, die geistiger Leistungen absolut unverdächtig sind, damit er, der Kritiker, für unbefangen gelte? Wie armselig, wie jämmerlich sind Gedanken solcher Richtung! Ein anständiger Kerl darf der moralischen Aengste lachen.

Der persönliche Anspruch auf das Wort „anständiger Kerl" bietet Gewähr gegen den groben Unfug der unredlichen Freundschaftskritik. Sekundär kommt das Witterungsvermögen des Redakteurs in Betracht — (für sein Amt ein unerläßliches Erfordernis überhaupt). Daß er den anständigen Menschen, wie den unsicheren Kantonisten wittere, ist seine Aufgabe. Hat man die zwei Kategorien radikal und ohne Rücksicht auf bestechende Fähigkeiten geschieden, so ist es vollkommen müßig, sich um die persönlichen Beziehungen zwischen dem Kritiker (ich sage schlechtweg: dem Kritiker, denn der privatim interessierte

Propagandist ist nicht Kritiker) zu bekümmern; dann fällt der Terminus „Freundschaftskritik" mit seinem üblen Geruch aus der Welt.

Es hat schon ein anderer gesagt, daß sich diese Frage in der einfachen Formel darstellen lasse: „Ist einer Kritiker oder ist er es nicht?" Zum Kritiker gehören natürlich sehr viele spezifische Qualitäten. Ihre Aufzählung würde hier vom Thema ablenken. Eines von den unerläßlichen Erfordernissen ist (das hochtrabende Wort „Charakter" scheint mir zu wenig spezifisch) das absolute und unerschütterliche Liebesverhältnis des Kunstschriftstellers zur Kunst. (Für den wissenschaftlichen Kritiker sind hier nur die anderen Worte einzusetzen.) Eine starke Liebe duldet keine andere. Eine Liebe, die auf Vorteil ausginge, wäre die rechte nicht. Und weltlicher: Jeder Richter, der seine Rechtsüberzeugung im Spruch verleugnet, ist ein Lump.

Man spricht ziemlich leichtfertig von „Freundschaftskritik", wenn man das Handwerk des Managers treffen will, aber auch in gedankenloser Verdächtigung des rechten Kritikers, dem, soll er als Vollmensch über die feinsten Aeußerungen des menschlichen Geistes urteilen können, die Fähigkeit zur Freundschaft nicht fehlen darf. Man gebraucht das Wort, ohne zu bedenken, daß es in Hinsicht auf die Freundschaft eine Blasphemie — und in Hinsicht auf die Kritik einen Unsinn bedeutet. Und zwar in jedem Falle. Auch ohne hohes Pathos mag es jedermann einleuchten, daß Freundschaft und merkantile wechselseitige Interessenversicherung zweierlei Dinge sind. Außerdem werden die Augen eines Menschen von gesundem Gemüt in der Freundschaft kräftig und nicht schwach. Ich verzeihe dem Feinde lieber ein schlechtes Buch als dem Freunde..! Eine Kritik, die gegen Wissen und Gewissen dem versippten Autor nützen möchte, beweist, daß ihr Verfasser weder Kritiker noch Freund ist.

Soll es denn die Redlichkeit verhindern, daß ich eine freudige Ueberzeugung an dem Werk eines Autors gewinne, der zufällig mein Freund ist? Soll sie mich hindern, für diese Ueberzeugung Zeugenschaft abzulegen, bloß weil der Autor mein Freund ist und kleingeistige Leute auf der Lauer liegen? Ja, wenn Feigheit die fine fleur der Redlichkeit ist . . . .!

Es wäre hübsch, ein anderes Wort einzubürgern für die sogenannte Freundschaftskritik, die doch mit Freundschaft und Kritik nichts zu schaffen hat.

Eine Geschichte der Sehnsucht.

Von Franz Clement.

Man wird sein Land nie los, ebensowenig wie man sein Leben los werden kann, man müßte denn endgültig sterben. Unter denen, die aus ihrem Lande gehen, gibt es solche, die es dreist verraten, die vor ihr inneres Gesicht die Maske von fremder Art finden. Es fragt sich, ob man das nicht darf, ob man es manchmal nicht soll. Aber wer bürgt einem für die Verluste, die solche Entflohenen erleiden? Dann gibt es bessere unter ihnen; es sind zumeist solche, die wegen ihrer inneren Freiheitsgelüste und wegen geistiger Selbsterhaltungspflichten enge Städtchen und reizlose Gelände, die mit ihrem Geschlechte verwachsen waren, hinter sich ließen und die voll von Deraciné-Tragik sind, mögen sie es auch selbst nicht glauben. Bei denen klingt immer das Lied ihres Landes hinein in die Rhytmen ihres anders gewordenen Lebens, und es ist bald ein süßes, bald ein bitteres, leidiges Leid. Ganz andere gibt es daneben — Starke und Schwache, Sieger und Besiegte, Spötter und Tränenmenschen sind unter ihnen —, die vermögen ohne ihr Land überhaupt nicht zu leben.

Wenn man diesen starken Erstlingsroman eines Luxemburgers liest*), ohne das Land zu kennen, in dem dieser junge Dichter aus freier Wahl nicht mehr wohnt, steigen einem solche Reflexionen nicht auf. Wenn man es jedoch kennt und weiß, wie alle in ihm Geborenen an ihm hängen, wie sie ganz anders sind als die Deutschen und nicht weniger ganz anders sind als die Romanen, der hört in dieser Geschichte der Sehnsucht deutlich Untertöne vom oft erklungenen und endlos variierten Sang des Entwurzelten, freilich des Entwurzelten im besten Sinne.

Wie hätte ein anderer diese Geschichte erfinden können? Ein kleines

*) „Funchal" von Norbert Jaques, Verlag S. Fischer, Berlin.

Kind, das auf einem untergehenden Schiffe war und das drunten in einem hellen Süden geboren wurde, wird an einem nordischen Strand aufgenommen und wächst mit blonden Kindern und unter dem mit heidnischer Ehrfurcht vor dem Leben durchtränkten Schutze blonder Menschen auf. Auch hier liegt das Meer vor dem Lande, aber unerbittlich und stürmisch, verhangen von Bergen wilder Wolken. Die Augen des braunen Knaben haben aber einmal ein Meer gespiegelt, das immer glänzte und das mit grünen und farbigen Bergen, anstatt mit Sand umgeben war. Dieses Land Funchal ist seine Sehnsucht und das entnervende Gespenst seiner Träume. Er schreit nach ihm; er hat etwas wie Gift in seinem Blute und erst als er genug gelitten hat und Funchal verblaßt, vermählt er sich dem Lande in Form eines blonden Mädchens. Das ist die erste Entladung und die erste, süß verlogene Stillung der Sehnsucht. Das Kind von Tho und Margarete wird Erfüllung der Sehnsucht für einen andern, der gerade so wie er selbst zweierlei Blut in sich hat. Zuerst gewinnt er an Bertha sein Leben wieder, dann kommt das Glück, dann, wie es kommen muß, die unbarmherzige, rachsüchtige Tat des nordischen Meeres. Dem Fremden will das Dasein versagen, aber es treibt ganz aus sich heraus eine neue Blüte, die erlösende Kunst. „Und die süßen Unmöglichkeiten der Sehnsucht rauschten."

Was ist dieses Gedicht in Erzählform also anders als das Lied von eigenem verlorenen Lande und von dem fremden Lande und den fremden Menschen, die dem Beraubten zum schönsten Eigentum werden, weil die Sehnsucht ihn geheiligt hat und weil ein großes, wärmendes Licht in seinem Inneren steht!

Ob es allen Menschen so sein wird, ich weiß es nicht, aber der Rhytmus dieses Buches hat mich ergriffen. Norbert Jacques hat so viel Seele in sein Buch hineinzuzwingen vermocht, weil die Landschaft in ihm ganz Seele geworden ist, weil nichts draußen ist, sondern alles sich rührt, und weil kein Detail mit dem Begriff der Zutat gewertet werden kann. Die Dynamik seiner Persönlichkeit, sowohl die seiner Strebungen, wie auch die seiner Sinne, hat ein so starkes Auf und Ab, daß die Dünen und Dörfer, die Wasser und Wolken Individuen werden mit eigenen Seelen und bösen oder schönen Taten. Wenn dieses Buch durch die seltene Sprachkunst Aufsehen erregen wird, so verdankt sein Dichter diese Schätzung nicht einem Zufall von rein stilistischer Originalität, sondern der nie genug hervorzuhebenden psychologischen Wahrheit, daß Sätze und Seiten wie die vorliegenden der Niederschlag eines Lebens sind, das neben dem notwendigen Chaos eine manchmal brutale, immer aber überwältigende Energie birgt. So schwingt nicht nur in der Seele dieses Buches viel Luxemburgisches, seine Sprache ist von hier aus bedingt. Wenn dies sonderbar erscheint, der versuche die Originalität anders zu erklären. Ob er dazu imstande sein wird? Es gibt in der Geschichte eine Stelle, die für die Wertung des Buches symbolisch ist. „Tho lachte innerlich von Glück durchbraust, und zum ersten Male erzählte er dem Maler von seinem Leben, wie er gewandert sei, um Funchal zu finden, und wie er in der ersten Hochzeitsnacht das einzige Mal den Fuß in dieses Paradies gesetzt habe. Und das sei dann das Mädchen geworden." Jetzt wissen wir also, weshalb das Mädchen so schön geworden ist. Wir können aber auch erahnen, weshalb dieses Buch so schön geworden ist: in der Hochzeitsnacht mit den Wundern des Wortes hat Norbert Jacques sein Funchal gefunden.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Hermann Löns. Mümmelmann. Ein Tierbuch. Hannover. Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H.

Edmund. Aufklärung. Lyrische Erzählung. Dresden. Verlag E. Pierson. Preis M. 2.—.

C. von Zepelin, Generalmajor a. D. Der ferne Osten. II. Teil. Berlin. Verlag von Zuckschwerdt & Comp.

Heinrich Ilgenstein. Preußen-Spiegel. Berlin. Verlag Erich Reiß. Preis M. 2.—.

Max Brod. Ein tschechisches Dienstmädchen. Kleiner Roman. Berlin — Stuttgart — Leipzig. Verlag Axel Juncker.

Carl Albrecht Bernoulli. Der Ritt nach Fehrbellin. Ein Schauspiel. Jena. Verlag Eugen Diederichs. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hans Reinhart. Der Garten des Paradieses. Dramatische Rhapsodie. Winterthur. Verlag von Alb. Hoster.

Felix Salten. Künstlerfrauen. Ein Zyklus kleiner Romane. München-Leipzig. Verlag Georg Müller.

Ernst Müller-Meiningen und Friedrich Naumann. Gegenwart und Zukunft des deutschen Liberalismus. München. Buchhandlung Nationalverein. Preis 30 Pf.

Jules Laforgue. Pierrot, der Spaßvogel. Eine Auswahl von Franz Blei und Max Brod. Stuttgart — Leipzig — Berlin. Verlag Axel Juncker.

Lily Braun. Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny von Güstedt. Braunschweig. Verlag George Westermann. Preis M. 6.50.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Rhenser Mineralbrunnen

am Königstuhl zu Rhens.

Staatlich anerkannte gemeinnützige Mineralquelle.